

MIRABILIA DESCRIPTA. Les Merveilles de l'Asie. Par le Père Jourdain Catalani de Sévérac de l'ordre des Frères Prêcheurs, évêque de Columbum (XIVe siècle). Texte latin, fac-simile et Traduction française avec Introduction et Notes. Par HENRI CORDIER, Membre de l'Institut, Président de la Société de Géographie, Professeur à l'École des Langues Orientales Vivantes. Avec Fac-simile des 19 planches du manuscrit latin. Paris, Librairie orientaliste Paul Geuthner, 1925. 125 SS. 4^o, 19 TT.

Der seitdem verschiedene französische Sinologe, dem wir so viele Beiträge zur Erforschung der westeuropäischen Reiseliteratur aus dem Zeitalter der Mongolenherrschaft zu verdanken haben, behandelt hier die kleine Schrift eines hochgestellten französischen Geistlichen aus dem XIV. Jahrhundert, des Dominikaners Jourdain (Jordanus) de Sévérac, Bischof von Quilon (arab. Kūlam) in Indien. Cordier's Vorgänger ist auch hier, wie vielfach sonst, Sir Henry Yule gewesen, welchem bekanntlich Cordier selbst ein ehrenvolles Denkmal, als seinem Freund und Lehrer, gesetzt hat¹. Wie schon Yule bemerkt, werden unsere Kenntnisse über Indien durch diese Schrift nicht bereichert; nur wegen der Spärlichkeit unserer Nachrichten über die indischen Verhältnisse dieser Zeit könne auch diese Quelle nicht übergangen werden. Später ist über den Bischof Jordanus zuweilen günstiger geurteilt worden. In O. Peschel's *Geschichte der Erdkunde* (2. Aufl., 1877, S. 226) wird erwähnt, daß nach Jordanus die Dattelpalme in Indien nur im Sind vorkomme und weiter östlich verschwinde (vgl. bei Cordier Text S. 111, Übers. S. 60); nach Peschel soll dies im Mittelalter die einzige „Wahrnehmung“ sein, „daß das Verbreitungsgebiet eines Gewächses auch durch eine Mittagslinie begrenzt werden könne“. Selbst von Yule (dessen Worte jetzt von Cordier wiederholt werden) werden die Schlußworte der Schrift über den Niedergang Kleinasiens unter türkischer Herrschaft (quia

¹ Im *Journal Asiatique*, 1890.

Turci non multum curant) als zutreffende Bemerkung (nach Badger) hervorgehoben. Von den Franzosen wird dem Bischof noch seine patriotische Begeisterung zum Verdienst gerechnet; trotz des unglücklichen Ausganges der Kreuzzüge und anderer Ereignisse behauptet er, der König von Frankreich sei stark genug, ohne fremde Hilfe die ganze Welt „sich und dem christlichen Glauben“ zu unterwerfen (Text S. 123; in Cordier's Übersetzung, S. 97, wird wohl nur aus Versehen das Wort „sibi“ weggelassen und nur „fidei christianae“ wiedergegeben). Dagegen werden von Cordier (S. 43) ohne irgendwelche Bemerkungen die von Yule anders wiedergegebenen und etwas sarkastisch behandelten Worte des französischen Herausgebers der „Mirabilia“ (Coquebert-Monbret) angeführt, diese und ähnliche Schriften seien absichtlich in einem schlechten Latein geschrieben worden, um den Lesern keine Schwierigkeiten zu bereiten.

Cordier's Urteil schließt sich im allgemeinen an das Urteil von Yule an; dem Bischof soll die „remarquable intelligence d'un Plan Carpin ou d'un Rubrouck“ gefehlt haben (S. 8). Es könnte hinzugefügt werden, daß auch andere hohe geistliche Würdenträger in dieser Hinsicht bescheidenen Mönchen nachstanden. Wie wenig erfahren wir, im Vergleich zu Rubruk, über die wirklichen Verhältnisse Asiens aus den Worten des Erzbischofs von Sultānia¹ in Persien (wohl Johann aus Cora, bei Cordier, S. 13f.) und des Erzbischofs von Peking (Monte Corvino).

Jordanus nennt sich nirgends Bischof und hat seine Schrift, wie Yule und Cordier annehmen, vor seiner Ernennung (1329) und Abreise (1330), nach seiner Rückkehr von seiner ersten Missionsreise nach Indien verfaßt; der Brief, in welchem er über seine bevorstehende Rückkehr spricht, ist vom Jahre 1324 (MCCCXXIII bei Cordier, S. 28 ist ein Druckfehler für MCCCXXVIII). Über seine späteren Schicksale ist nichts bekannt; jedenfalls hat er keine Nachfolger gehabt und wird von Marignolli, der im Jahre 1347 in Quilon gewesen ist, nicht erwähnt, war also damals wohl nicht mehr am Leben. Nach einer späten Quelle (aus dem XVII. Jahrhundert) soll er im Jahre 1336 in derselben Hafenstadt Thana beim heutigen Bombay, wo im Jahre 1321 der von ihm ausführlich (und bereits mit sagenhaften Ausschmückungen) erzählte Märtyrertod von vier Missionaren stattgefunden hatte, ebenfalls als Märtyrer gestorben sein.

Die „Mirabilia“ haben sich nur in einer einzigen Handschrift erhalten (früher im Privatbesitz des Baron Walckenaer, seit 1853 im British Museum).

¹ Seine Schrift ist bekanntlich im „Journal Asiatique“ für 1830 veröffentlicht worden.

Vor Cordier war wohl die einzige Textausgabe die vom Jahre 1839 (*Recueil de Voyages et de Mémoires publié par la Société de Géographie*, IV, pp. 1—68), die einzige Übersetzung mit Kommentar die von Yule (1863, Hakluyt Society). Der Kommentar war durchaus nicht einwandfrei und ist später vom Verfasser selbst vielfach berichtigt und ergänzt worden (es war dies der erste Versuch des später weltberühmten Gelehrten auf historisch-geographischem Gebiet). Cordier's Kommentar bietet natürlich weit mehr, doch werden von ihm einige von Yule berührte Schwierigkeiten mit Schweigen übergangen. So sagt Jordanus (Text, S. 111, Übersetzung, S. 57), Ur in Chaldaea (Ur Caldaeorum), Abrahams Geburtsstadt, sei zwei Tagereisen von Tabriz entfernt; an derselben Stelle wird die Entfernung zwischen Tabriz und Sultānia auf acht Tagereisen angegeben. Welche Stadt hier mit Ur identifiziert wird, und wie sich dieses angebliche „Chaldaea“ zu dem an einer anderen Stelle (Text, S. 121; Übers., S. 93) erwähnten Chaldaea (Caldea) am Euphrat verhält, ist bis jetzt nicht erklärt worden; Yule rät, wohl nicht glücklich, auf Ähar nordöstlich von Tabriz; mit mehr Wahrscheinlichkeit könnte man vielleicht diese Nachricht auf Urmia, die angebliche Vaterstadt des häufig mit Abraham zusammengebrachten¹ Zoroaster beziehen. Von Cordier wird über dieses rätselhafte „Ur“ überhaupt nichts gesagt; mindestens wäre hier ein ausdrückliches „non liquet“ zu erwarten. Zu der Stelle, wo die Herrscher des Mongolenreichs in Mittelasien (des Reiches Čagatai) erwähnt werden (S. 96), wird das Jahr 1321 als Todesjahr von Kabak und Thronbesteigungsjahr von Ilčigadai angegeben; dieses Datum findet sich in der Tat in historischen Quellen, doch werden diese Angaben durch die Münzen widerlegt, was schon im Jahre 1880 Tiesenhausen festgestellt hatte²; für 1321 müßte 1326 stehen. Es könnte hinzugefügt werden, daß Jordanus seine Nachrichten über Mittelasien wohl dem S. 37 erwähnten Thomas Semiscatensis episcopus zu verdanken hat; Thomas Mangasola war gerade damals aus Mittelasien zurückgekehrt und wieder dahin, jetzt als Bischof (seine Ernennung erfolgte zugleich mit der Ernennung von Jordanus zum Bischof von Quilon), geschickt worden; als Bischof wird er in einem besonderen Schreiben des Papstes dem damals schon gestorbenen (offenbar war sein Tod nicht bekannt geworden) Khan Ilčigadai (Magnifico viro Elchigadam Imperatori Tartarorum Corassan,

¹ „The association of Abraham with Zoroaster by the Mohammedans is a familiar fact“ (A.V.W. Jackson, *Persia past and present*, New York 1906, p. 404).

² *Notice sur une collection de monnaies orientales de M. le Comte S. Stroganoff*, St. P. 1880, p. 23f.

Turquestan ac Indostan) empfohlen¹. S. 17f. werden dem Sinologen fernstehende islamisch-indische Namen, zum Teil nach englischem Vorbild, falsch wiedergegeben: Altamich für Itutmich, Mubarik für Mubarak, Tughlak für Tughluk.

Trotz dieser unbedeutenden Mängel reiht sich dieses Buch würdig an die früheren Werke des um die Wissenschaft so hoch verdienten verstorbenen Sinologen an.

W. Barthold.

¹ Moshemii, *Historia Tartarorum ecclesiastica*, App. No. 64.

In die Schriftleitung der Zeitschrift *Asia Major* ist

Herr Privatdozent Dr. F. M. Trautz,

der deutsche Leiter des Japan-Instituts zu Berlin, eingetreten.

BÜCHERBESPRECHUNGEN — NOTICES OF BOOKS

A. v. LE COQ, *Auf Hellas' Spuren in Ost-Turkistan, Berichte und Abenteuer der II. und III. deutschen Turfan-Expedition*. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung 1926. Hfr: geb. 10 M.

Nachdem uns die Fachwissenschaft mit den Ergebnissen der Turfanforschung durch Ausstellung und Bearbeitung der Expeditionsfunde allmählich bekanntgemacht und auch zusammenfassende Berichte über die Bedeutung derselben geliefert hat, hören wir nunmehr durch das neue Buch Le Coq's etwas von der Expeditionsgeschichte. Nichts ist ja so wichtig für das Verständnis einer aufgestellten Sammlung und die richtige Bewertung der Expeditionsleistungen wie das Bild des Fundorts, der Bericht des Planes, nach dem vorgegangen wurde, und der Umstände, unter denen schließlich gearbeitet werden mußte. So bietet uns Le Coq mit der Schilderung des Verlaufs der 2. u. 3. deutschen Turfanexpedition 1904/05 und 1906/07 sozusagen den Text zu der heute im Berliner Museum für Völkerkunde ausgestellten großartigen Sammlung. Wir lernen die Mitglieder der Expedition bei ihrer Arbeit kennen. Manche Schwierigkeiten, wie sie mehrgliedrige Expeditionen wohl stets mit sich bringen, glauben wir zwischen den Zeilen angedeutet zu sehen. Wir finden schöne Abbildungen von vielen der Stücke, die im Museum zu bewundern sind, und was das Lehrreiche, wir sehen, wie sie an Ort und Stelle eingelagert waren. Hierzu sei vor allem auf die Bilder von Bázäklük hingewiesen, wo einer der schönsten Funde, der jetzt einen ganzen Museumssaal füllt, durch einen Zufall freigelegt wurde. Das Buch will, wie sein Titel besagt, die Ausbreitung der hellenistischen Kultur nach dem fernen Osten, auf dem Wege über Innerasien, dartun, die ja in Architektur und bildender Kunst auch tatsächlich in gewissem Maße im fernen Osten noch zu verspüren ist. — Erfreulich ist, daß der Verfasser sich als sehr verständnisvoller Beobachter und geschickter Schilderer auch des heutigen Landes und Volkes erweist, das er so genau kennengelernt hat, und von dem wir noch so wenig wissen. Eingestreute Sprachproben und Übersetzungen aus der Volkslyrik beleben die Darstellung ebenso wie die

sehr humorvoll gezeichneten Expeditionserlebnisse in Stadt und Land. Allerdings herrscht in dem ganzen Buche der wissenschaftliche Stoff mit dem Eingehen auf Forschungsfragen bei weitem vor. Auch wird die gemüthliche Lesbarkeit des Buches durch den Lateindruck stark beeinträchtigt — im Vergleich etwa mit den in Fraktur gesetzten Unterhaltungsschriften Sven Hedins. Die zahlreichen Abbildungen sind sehr schön. Auch für die Kartenbeilagen wird man dankbar sein. E. Haenisch.

HEINRICH ZIMMER, *Karman*, ein buddhistischer Legendenkranz, übersetzt und herausgegeben von — F. Bruckmann, München.

In dem vorliegenden Büchlein übersetzt Zimmer vier Erzählungen des Divyāvādāna, und zwar die 18., 20., 19. und aus der 26. Erzählung das Stück von S. 348,19 bis 356,5. An die Übersetzung schließen sich auf den Seiten 195—198 Anmerkungen an, die zum größten Teile dazu bestimmt sind, die notwendigsten Nachrichten zu den wichtigsten Namen zu geben. Abgeschlossen wird das Buch durch ein Beiwort, dessen Zweck es ist, den Leser über die allgemeine Wesensart solcher buddhistischer Erzählungen und innerhalb dieser über die typenmäßige Verschiedenheit der einzelnen Erzählungsformen aufzuhellen. Zur Illustration dieser Typen am Beispiel sind die vier Erzählungen ausgewählt.

Das Büchlein wendet sich, das geht aus seiner ganzen Art hervor, nicht an den Wissenschaftler, sondern an die Menschen, die indisches Erzählungsgut kennen lernen wollen, ohne der Sprache mächtig zu sein. Da ist es mit Dank zu begrüßen, daß Zimmer die Erzählungen in ein außerordentlich gefälliges Deutsch gebracht hat, sie lesen sich ganz ausgezeichnet, da sie sehr flüssig geschrieben sind. Die Einzelheiten der Textausdeutung, wo andere zu einem anderen Ergebnis kommen, stören nicht weiter. Ich greife zum Beispiel die Erzählung von Kanakavarna heraus. Text

S. 290, 15 *dr̥ṣṭa eva dharme . . . pravedayate*. Zimmer übersetzt: „Er belehrt diese Welt . . . in der erschauten Wahrheit, die er selbst erkannt . . . hat.“

Das scheint mit Bedenken zu haben. Einmal dürfte nicht der Lokativ stehen, sondern vom Kausativum müßte der doppelte Akkusativ abhängen, zum anderen ist die Idiomatik der buddhistischen Texte anders, da heißt *dr̥ṣṭe dharme*: „in diesem Dasein“. So oft im Pāli. Es gehört zusammen: *dr̥ṣṭu eva dharme svayamābhijñāya*.

- S. 290, 18 *suṅvañjana*: „schöner Zeichen“ ist für mich in seiner Bedeutung nicht durchsichtig. Was dieser schwierige Ausdruck eigentlich heißt, ist unklar, vielleicht bezieht er sich auf die schöne äußere Form, in der die Lehre geboten wird. Die Adjektive *kevalam* bis *paryavadātam* scheinen mir eher zu *brahmacaryam* zu gehören als zu *dharma*m. Im übrigen scheint mir die Übersetzung „Wandel im Wesen“ für *brahmacarya* auch nur eine Verlegenheitsübersetzung zu sein.
- S. 290, 23 Daß *kavaḍu* einen Mundvoll Wassers bedeutet, ist mir nach der 32. Erzählung des Avadānaśataka sehr zweifelhaft, es wird wohl eher nur einen Mundvoll, einen Bissen, wie *ālopa*, bezeichnen.
- S. 291, 6 Bei der Übersetzung des Ausdrucks *suvarṇaṣkaḷatā* mit „er gleicht einem goldenen Lotus“ muß irgendein Versehen unterlaufen sein. Es muß natürlich heißen: „ausgerüstet mit der höchsten goldigen Herrlichkeit“ oder dgl. Vgl. Avadānaśataka ii 202, 13 und Index zu diesem Werke.
- S. 291, 8 *sattvasvāpateyaḥ*, das Zimmer übersetzt mit: „reich an Seelen und Gütern“ heißt „reich an Mut“ oder dgl.
- S. 291, 14 ff. *subhikṣa* heißt nicht „mildtätig“, sondern „mit Nahrungsmitteln gesegnet, die Nahrungsmittel die Hülle und Fülle hatten“.
- S. 291, 25 Der Wortlaut ist sonderlich, vgl. Avadānaśataka i 109, 12.
- 26 Überall, wo es sich um Beamtentitel handelt, tappen wir im Sanskrit etwas im Dunkeln. Bei dem Ausdruck *gaṇaka* scheint es sich mir nicht um „Sterndeuter“ zu handeln, sondern um Beamte aus dem Zoll- oder Steuerdienst, vielleicht auch aus der Rechnungskammer. Ich gestatte mir darauf hinzuweisen, daß Zimmer selbst den Ausdruck *saṃkhyāganaka* von S. 293, 5; 8 mit „Rechnungsführer“ übersetzt (S. 89), beide Ausdrücke sind zweifelsohne identisch, wie sich aus dem ganzen Zusammenhang ergibt. Bei den *dauvārika* scheint es sich mir nicht um „Türwachen“, sondern um „Torposten“ zu handeln, jedenfalls um Beamte, die irgend etwas mit der Erhebung von Geldern (Maut?) zu tun hatten. Es ist mir auch nicht ganz sicher, daß *pāriṣadya* wirklich den „Rat“ bezeichnet, es scheint mir möglich zu sein, daß der Ausdruck besagt: „die zur Gruppe der *gaṇaka*, *mahāmātra*, *amātya* und *dauvārika* gehörten, wie S. 293, 9 der Aus-

druck: *saṃkhyāganakalīpikapauruseya* bedeuten kann: die Bediensteten der Rechnungsführer und Schreiber, die, die der König als Rechnungsführer und Schreiber im Dienste hatte“. Der Ausdruck *grāmaṇya*, der immer wieder vorkommt und den Zimmer mit „Dorfvorsteher“ übersetzt, scheint seiner vielfältigen Verwendung nach zu urteilen, ein bloßes Wort der Ansprache zu sein: „ihr Herren“, vielleicht wohnt ihm aber auch eine beamtentechnische Bedeutung inne.

- S. 292, 4 vermisse ich *śukra* in der Übersetzung.
- S. 293, 26 Der Text ist sicher nicht in Ordnung. Zimmer faßt den Ausdruck *akulejyesthāpacāyakaḥ* als *kulajyesthā*, vielleicht liegt es näher, ihn auszudeuten als *akulairjyesthā*.
- S. 294, 1 *svake kārye pratīpadyeyam*, das Zimmer übersetzt: „ich will mich dem Ziele weihen, das mir für mich selbst vorschwebt“ bedeutet m. E. „ich will mich meiner eigenen Angelegenheit widmen, will mir nur mich selbst angelegen sein lassen, mich nur um mich allein kümmern“.
- S. 294, 17 Die Übersetzung für *pratyekabuddha* mit „Erleuchtet-Einsamer“ ist weder deckend noch aussprechend. Ein Erleuchtet-Einsamer war jeder andere Buddha auch.
- S. 296, 3 Den Ausdruck *adhautena pātreṇa* übersetzt Zimmer „mit unbenetzter Almosenschale“. Das ist sehr poetisch, aber etwas dunkel. Der Ausdruck bezieht sich darauf, daß der Betteljünger nach seiner Mahlzeit den Almosentopf auswaschen mußte, und der Ausdruck besagt in nüchternem Deutsch: ungespeist.

Nun, für philologische Zwecke ist das Buch nicht bestimmt, und die Kreise, an die es sich wendet, sollen sich dadurch die Freude an dem Büchlein nicht verkümmern lassen. Friedrich Weller.

GULAM RASSUL GALWAN, *Als Karawanenführer bei den Sahibs*. Berechtigte Übertragung von Paul Föhr, 25 Abbildungen. Kurt Vowinkel-Verlag, Berlin-Grünwald 1924.

Das Buch bringt Auszüge aus der Niederschrift der Erinnerungen des bekannten Karawanenführers. Ausführlicher ist nur die Expedition Littledale beschrieben. Das Buch bringt außer kleinen Zügen über das Leben der unteren Volksschichten nichts Neues.

Friedrich Weller.

CHARLES BELL., *Tibet einst und jetzt*. Mit 91 bunten und einfarbigen Abbildungen und einer Karte. Deutsch von Dr. Karl Hans Pollogg. Leipzig, Verlag F. A. Brockhaus, 1925.

Dieses gut illustrierte Buch ist von einem Manne geschrieben, der nicht nur der tibetischen Sprache mächtig ist, sondern auch das tibetische Volk und Land aus eigener Anschauung genau kennt. Zudem hat Ch. Bell an leitender Stelle die indisch-englische Politik Tibet gegenüber ausschlaggebend bestimmt.

Das Buch empfiehlt sich denn auch durch seine Sachkenntnis, durch die lebhaft Darstellung und durch die Wärme, mit der der Verfasser Anteil an den tibetischen Dingen nimmt.

Freilich darf man nicht verkennen, daß das Werk trotz seines Titels, nach dem man eher ein geschichtliches Werk erwarten sollte, ein politisches Buch ist, es ist seinem Wesen nach eine Darstellung der englischen Politik gegenüber Tibet, die in große geschichtliche Zusammenhänge hineingestellt aus den indischen Belangen zur Sicherung der Nord- und Nordostgrenze heraus gerechtfertigt wird. Wenn solche Bücher auch den wissenschaftlichen Nachteil haben, daß sie alles durch die Diplomatenbrille sehen, so sind sie doch als Beitrag zur Zeitgeschichte außerordentlich willkommen, dies Buch um so mehr, als es zweifelsohne in jeder Zeile subjektiv wahrhaftig ist, der Verfasser nicht nur, wie man schon aus seiner Kritik der angloindischen Politik Tibet gegenüber ersieht, ein unantastbarer Charakter, sondern auch ein mutiger Mensch ist.

Eine andere Frage ist es allerdings, ob das Buch objektive geschichtliche Wahrheit ist. Man wird hier, um ein über dem englischen Standpunkte stehendes Urteil gewinnen zu können, einfach die Veröffentlichungen aus den russischen Archiven, die Dokumente aus den chinesischen Staatsämtern abwarten müssen, und auch die Urkunden der Tibeter kennen müssen. Die Sympathie, mit der der Verfasser bei aller Wahrung angloindischer Belange die der Tibeter abwägt, nimmt gewiß für das Buch ein, andere Dinge aber lassen es doch geraten erscheinen, sich von dieser Sympathie nicht vorschnell gefangen nehmen zu lassen. Ich erinnere hier nur an das Urteil über die Chinesen, die im ganzen Buche nicht eben gut wegkommen, wie es Ch. Bell S. 234 ausspricht: „Der Tibeter ist auch männlicher als der Chinese, ihm geistig und körperlich überlegen und mit größerer Charakterstärke begabt.“ Dieses Urteil ist nicht nur ungerecht, sondern auch ungerechtfertigt. Auch begibt sich der Verfasser in eine recht angreifbare Stellung, wenn er auf S. 186 den Chinesen ins Stammbuch schreibt: „Man kann nur hoffen, daß China rechtzeitig einsieht,

daß die Gerechtigkeit gebietet, den eroberten und unter seiner Herrschaft stehenden Gebieten in Osttibet freizustellen, sich wieder mit Tibet zu vereinigen, wenn sie es wünschen. Jedenfalls kann vorher kein Friede in Tibet bestehen.“ Diese Meinungsäußerung über Landgebiete, die an die 200 Jahre China einverleibt sind, wird an anderer Stelle wiederholt (S. 271, 272). Diese sittliche Forderung ist ja sehr hübsch, will man aber den anderen von der Durchschlagskraft dieses Beweismittels überzeugen, so empfiehlt es sich, dies Argument nicht nur dort in die Wagschale zu werfen, wo so nebenbei auch ein Vorteil für den eigenen Standpunkt mit abfällt, sondern diesen sittlichen Standpunkt auch in anderen Fällen, wo es z. B. gegen die Deutschen geht, nicht aufzugeben. Vielleicht liest der Verfasser unter diesen von ihm geltend gemachten sittlichen Notwendigkeiten auch einmal den Versailler Vertrag, und diesen nicht allein, durch.

Es ist aber gar nicht zu verkennen, daß der Verfasser den Deutschen ebensowenig unbefangen beurteilt wie den Chinesen. So heißt es auf S. 185: „Um diese Zeit gelangte ein Beispiel zu meiner Kenntnis, wie Deutschland überall seine Intrigen spann. Aus besonders zuverlässiger Quelle erfuhr ich, daß zur Zeit des Aufenthaltes des Dalai Lama in Peking (nach seiner Flucht vor der britischen Expedition 1904) der deutsche Gesandte einigen Herren der Umgebung Sr. Heiligkeit gesagt hatte, England habe Tibet auf schändliche Weise unterdrückt, und die deutsche Regierung würde gerne bereit sein, Waffen über Rußland nach Tibet zu senden. Doch wurde dies Anerbieten nicht angenommen.“

Ich will hier nur darauf hinweisen, daß man wohl hätte erwarten dürfen zu erfahren, wann und unter welchen Umständen Bell diese Mitteilung erfahren hat — sie ist z. B. ganz gewiß verdächtig, wenn sie nach dem Weltkriege zu Gehör Bells gekommen ist, also nach der Zeit, zu welcher der Dalai Lama ein Kontingent tibetischer Truppen für die englische Armee zur Verfügung zu stellen sich erbötig erklärt hatte — dann hätte man aus Billigkeitsgründen wohl erwarten dürfen, daß er sich über die Wahrheit dieser Worte des deutschen Gesandten auch bei der anderen Partei, den Deutschen, erkundigt. Ich will auf diese Anzapfung, „daß Deutschland überall seine Intrigen spann“ nicht weiter eingehen, es könnte sich dabei herausstellen, daß Deutschland weiter nichts getan hat wie andere Länder, auch. Ich will mich mit dem Hinweis begnügen, daß einer der bedeutendsten russischen Erforscher Zentralasiens, Kozlow, eine sehr andere Meinung über die britische Expedition nach Lhasa im Jahre 1904 und etliches andere hat (Kozlow-Filchner: Mongolei, Amdo und die tote Stadt Chara-Choto, S. 269ff.). Was nun aber das angestrebte Waffengeschäft angeht, so

möchte ich nur die Frage aufwerfen, was wohl Bell dazu sagen würde, wenn ein Staat in ein Land, das unter britischer Suzeränität steht, Waffen und Munition einführt, um die englische Macht wirksam zu bekämpfen. Denn anders liegen die Verhältnisse bei Tibet auch nicht. Das de jure Recht Chinas gegenüber Tibets wird auch von Bell nicht in Frage gestellt.

Man kann, wie gesagt, über verschiedenes in dem Buche Bells verschieden denken — daß Buddha mongoloider Abstammung sei, steht auf gleicher Stufe wie die Ansicht Jones', Buddha sei negroider Abstammung gewesen — auf jeden Fall ist es wertvoll, die Meinung der bestimmenden Männer in der tibetischen Frage kennenzulernen, und wenn dies auf einem Hintergrunde großer Zusammenhänge von einem kenntnisreichen Manne geschieht, wie es in Bells Buch der Fall ist, so wollen wir für diese Darstellung eines bestimmten Standpunktes dankbar sein, gleichviel, wie die Geschichte über diese selben Fragen urteilen wird.

Dankenswert ist die Zusammenstellung von Verträgen über oder mit Tibet. Es befindet sich darunter auch eine neue Übersetzung der ältesten Verträge Tibets mit China.

Friedrich Weller

KU SUI-LU, Dr. rer. pol., *Die Form bankmäßiger Transaktionen im inneren chinesischen Verkehr* mit besonderer Berücksichtigung des Notengeschäfts. IV und 77 Seiten mit 2 Muster tafeln, 8°. 1926. Hamburg, L. Friederichsen & Co. Geheftet Rm. 5.— (Veröffentlichungen des Seminars für Sprache und Kultur Chinas an der Hamburgischen Universität, Heft 1.)

Die vorliegende Schrift ist eine von der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Hamburg angenommene Dissertation. Wie aus dem Titel hervorgeht, ist auf jede Berücksichtigung des internationalen Zahlungsverkehrs verzichtet. Gegenstand der Behandlung ist vielmehr lediglich der innerchinesische Verkehr, dessen geschichtliche Entwicklung zugleich gegeben wird. Trotzdem aber oder vielleicht gerade deswegen ist die Arbeit auch für den westländischen Leser überaus interessant. Die Entwicklung ist in China in vieler Hinsicht anders bestimmt gewesen als die Europas. Während hier z. B. der Zustrom des amerikanischen Silbers eine wichtige Rolle gespielt hat, ist in China gerade umgekehrt der Mangel an Kupfer, dem Hauptwährungsmetall, von maßgeblicher Bedeutung gewesen. Lehrreich ist nun zu verfolgen, wie der Kampf mit den Währungsschwierigkeiten hier wie dort zu sehr ähnlichen Einrichtungen geführt hat, wie aber China dabei doch in weitem Umfang zu ganz eigenen Lösungen gekommen ist. Für uns, die wir die große Inflation als Folge des Welt-

kriegs erlebt haben, ist dabei noch besonders interessant zu sehen, wie auch China dauernd mit dieser Krankheit zu kämpfen gehabt hat. Auf Einzelheiten einzugehen, können wir uns hier ersparen. Die Arbeit ist als Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte Chinas sehr zu begrüßen.

G. Menz.

TRINKLER, E., *Quer durch Afghanistan nach Indien*. Berlin 1925, Kurt Vowinkel Verlag, 235 Seiten, 68 Abb., zwei farbige Skizzen und eine Übersichtskarte.

Das vorliegende Buch bezeichnet Verfasser als „lose aneinandergereihte Tagebuchblätter, Skizzen und Bilder“ einer Reise, die er im Sommer 1923 im Dienste einer Bremer Handelsfirma als Geologe durch das Land des Emirs unternahm. Von wissenschaftlichen Ergebnissen ist in dem Buche weniger die Rede, da diese als Ergänzungsheft Nr. 196 zu „Petermanns geographischen Mitteilungen“, 1927, erscheinen werden.

Die Reise führte quer durch Rußland an die afghanische Grenze, wo Verf. infolge Verlustes seines Reisepasses mehrere Wochen in Kuschk festgehalten wurde. Nach kurzem Aufenthalt in Herat, dem ein sehr anschaulich geschriebenes Kapitel gewidmet ist, wurde auf dem Sommerkarawanenweg das zentralafghanische Gebirge unter Überwindung mancherlei Schwierigkeiten überschritten und Kabul erreicht. Der Weg durch das Hesarajat ist von Dezember bis Mai infolge starker Schneefälle gesperrt und alle Karawanen müssen dann den großen südlichen Umweg über Kandahar machen. Die Strapazen einer solchen winterlichen Durchquerung schildern am besten die Berichte aus den Memoiren des indischen Großmoguls Baber (1483—1530). In der Landeshauptstadt brachte Trinkler mehrere Monate zu und machte von dort eine Rundfahrt in den westlichen Hindukusch und in das Tal des Bamian, der als einziger Fluß den Hindukusch in einem Durchbruchstal durchbricht und das Verf. als erster Europäer besuchte. Nach seiner Ansicht ist das Gebiet zwischen Dschebl-es-Seradsch und Tscharikar schon in den ältesten Zeiten besiedelt gewesen, da hier viele Karawanenstraßen in einem natürlichen Knotenpunkt zusammentreffen. Über Dschelalabad, Peshawar, Delhi, Jaipur, Agra und Benares kehrte Trinkler nach Deutschland zurück.

Das Buch vermittelt anschauliche Eindrücke von Landschaften und Menschen sowie deren Wirtschaft, Siedlung und Verkehr. Stilistisch könnte der Text allerdings besser durchgefeilt sein und allzu häufige Wiederholungen von Sonnenuntergängen müßten vermieden werden. Die zahlreichen ausgezeichneten Abbildungen verdienen aber alle Anerkennung.

Paul Fickeler.

BONNERJEA, BIREN, *Praktische Grammatik der Hindisprache*.
Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag. Sm. 8°, p. 84-83; M. 2.
A. Hartlebens Bibliothek der Sprachkunde, 137. Teil.

There is a large number of practical guides to the Hindūstānī language in English and a couple of them even in German. (By adopting the word Hindī the author is not doing something new. As a matter of fact the first stories in the book are decidedly Urdū or Hindūstānī, not Hindī.) Still we would have welcomed the new book for its own merits, but unfortunately it is full of demerits. Even in the Grammar of his mother-tongue the author has not done well as I have pointed out in my review thereof in the *Asia Major*. Worse is the case here. His plan is not at all good, but that may be a matter of taste. In any case nobody would require his definitions and explanations of grammatical terms. Instead of this he could have supplied the various omissions so conspicuous in the book. Mistakes of commission are equally present. Some of them may be noted: *ī* i. e. *ī*, and *li* i. e. *l* are mere ornamental repetitions from Sanskrit; they have no place in Hindī. —The author's rule, that "Bei der Aussprache der aspirierten Konsonanten ist der h-Laut deutlich zu hören" is totally wrong: h sound is not to be made distinct at all. Here perhaps he follows the mistake of others; his original mistake is about the pronunciation of a-sound, which he declares to be that of o in "Stoff". This is true in case of Bengālī and other languages of the Eastern group, but not in that of Hindī. The author perhaps thinks of the Bengālī pronunciation of Hindī words. The correct one is that of u in 'but, cup' etc.—To say that *ne* expresses Instrumental case is at least misleading; because *se* is used for that purpose, whereas *ne* has the special function of denoting the logical subject under certain conditions.—The two forms of Accusative with and without the postposition *ko* are called Direct and Indirect. This is no explanation but rather confusion. The former is used in case of living beings, pronouns and particularised or emphasised inanimate objects.—In Feminine suffixes there is no *u* but *n*.—In Hindī there do exist special Plural forms of *yah* and *vah*, viz. *ye* and *ve* respectively; *ve* is not obsolete as the author declares.—It may be a misprint when he translates *main boltā hongā* with "ich werde sprechen", it must be "würde";—"I would be speaking".—The two ways of expressing 'have, possess' are given, but one cannot be used for the other; each is correct in its own place.—The number of misprints in the Hindī words in this part and in the stories is unusually very large; and some words are wrongly translated, e. g. *dukāndār* does not mean "Ladenhüter", (the author very probably does not know the meaning of this German word) but a 'shop-

keeper', and *golmāl* is not "Lärm, Geschrei" but 'mixing, einbezzelmen'. I have not critically proofed the lists of words nor the fragments of conversation, but they are not faultless.—Tables of Nāgarī and Urdū scripts are given. In this respect and in the general get up of the book the publisher has done his best, but as the choice of the author is not happy, the public has not been benefited; though the author's hopes are rather high: not only the beginner but also the philologist ought to find it 'einen guten Berater'. The author prepares a larger work on the subject for the Gaspey-Otto-Sauer Series. If this means more or less a translation of Tisdall's book in that Series, no good purpose will be served, because his Hindūstānī Conversation Grammar is not at all good, though his other grammars are really admirable.

Jehangir C. Tavadia.

C. H. STRATZ, *Die Körperformen in Kunst und Leben der Japaner*.
4. Aufl., Stuttgart, Ferdinand Enke, 1925; XII, 235 S., 152 Text-
abbildungen, 4 farbige Tafeln, M. 17.50, geb. M. 20.—

Ein Werk über Japan, das in etwa zwei Jahrzehnten die 4. Auflage erlebt (die 1. Aufl. erschien 1902), bildet eine nicht gerade häufige Erscheinung, die wohl als die beste Empfehlung gelten darf. Dabei handelt es sich hier nicht etwa, wie man leicht beim bloßen Durchblättern des sehr viele Nacktdarstellungen aufweisenden und außerordentlich reichen Abbildungsschmuckes vermuten könnte, um leichtfertige Befriedigung erotischer Triebe, sondern um eine durchaus sachliche wissenschaftliche Untersuchung eines mit Rassenkunde und Anatomic nicht weniger als mit der Körperdarstellung in der Kunst vertrauten Arztes. Leider fand sein reiches literarisches Schaffen im Frühjahr 1924 ein frühes Ende durch den Tod infolge eines Leidens, das er sich bei chirurgischer Tätigkeit im Weltkrieg zugezogen hatte (Vorwort des Verlages).

Etwa ein Drittel des Werkes nimmt der 1. Abschnitt ein: „Die Körperform der Japaner“ (S. 2—82). Er erweist sich als eine quellenmäßige, eingehende Erörterung der Rassenfrage und der Körpereigenschaften, die eine fleißige und dienliche Materialsammlung darbietet. Fußte der Verfasser, wie zu erwarten, ursprünglich vor allem auf den bewährten Forschungen von Baelz, so hat er doch nicht versäumt, in dieser neuen Auflage auch die wertvollen späteren Arbeiten von Japanern selbst (z. B. Koganei, Matsumoto, Hamada, Hasebe) zu verwerten. Seinen Standpunkt zur Rassenfrage faßt er ziemlich übereinstimmend mit der auch sonst jetzt herrschenden Anschauung wie folgt zusammen: „Der japanische

Rassentypus setzt sich demnach zusammen aus dem Grundelement der Aïno, der ursprünglichen Bewohner des Landes, und aus hinzutretenden Elementen mongolischer Stämme, deren älteste bereits in vorgeschichtlichen Zeiten auf die Inseln herübergekommen sind" (S. 5). . . . „Das heutige japanische Volk ist somit eine Rassenmischung, welche sich aus vorwiegend gelben Kulturstämmen und weißen Naturstämmen zu einem besonderen Dauertypus verbunden hat" (S. 13). Den Rassenanteil der Ainu schätzt der Verfasser dabei wohl etwas höher ein als andere Kenner. Auch die Bezeichnung der gegenüber den mongolischen „Gelben" einfach stets als „Weiße" hingestellten Ainu als „eine der weißen Rasse außerordentlich nahestehenden Urrasse" (S. 3) geht wohl etwas zu weit bei diesen von Baelz vorsichtig nur „kaukasoid" genannten, aber schon durch die außergewöhnlich starke Behaarung und durch kleinen Wuchs von den Weißen doch recht abstechenden Urbewohnern. Die veraltete und unrichtige Schreibweise „Aïno" hätte in dieser neuen Auflage durch die in wissenschaftlichen Arbeiten jetzt allgemein herrschende Form „Ainu" ersetzt werden sollen.

Die beiden letzten Drittel des Werkes sind der Betrachtung der Körperformen im täglichen Leben, vor allem aber in der Kunst gewidmet. Gegenüber der nur kurz behandelten bekleideten Gestalt (S. 99—111) wird der weitaus größte Raum in Wort und Bild dem nackten Körper eingeräumt (S. 112—230). Wiederholt wird der auch das Titelblatt schmückende konfuzianische Weisheitssatz betont: „Jedes Ding hat seine Schönheit, aber nicht jeder sieht sie". Eifrig bemüht sich der mit Sitten und Anschauungen des Landes recht vertraut gewordene Verfasser, den Leser einzuführen in die von den unsrigen oft so abweichenden Begriffe der Japaner über Körperschönheit und Nacktdarstellung. Sehr richtig bemerkt er: „Wie man sieht, halten sich alle Künstler streng an die Vorschrift, den nackten Körper nur unter solchen Umständen zu zeigen, unter denen er auch im Leben gezeigt wird und der Sitte gemäß gezeigt werden darf" (S. 194, also hauptsächlich im Bade, beim Schlafen und bei den Fischerinnen der Awabi-Muschel). Die bildliche Darstellung beruht, abgesehen von Photographien lebender Wesen, fast nur auf Wiedergabe von Farbendrucke und Kleinplastiken (Netsuke u. dgl.); dagegen hat das jetzt doch so reichlich erschlossene Material der eigentlichen hohen Kunst Japans dem Verfasser wohl noch kaum zur Verfügung gestanden.

Recht verzeichnet erscheint leider das zum Schluß in einem Rückblicke (S. 230), im Gegensatz zu dem Naturvolke der Urbewohner, der Ainu, von den vorzeitlichen eindringenden Mongolenhorden entworfene

Bild: „Dann kommen vom Westen her gelbe Eroberer, in reiche Gewänder gehüllt, ein feines, kunstsinniges Volk, im Waffenhandwerk und in der Schriftsprache gleich erfahren". Wie stark weicht von dieser Schilderung die Wirklichkeit der barbarischen Halbkultur jener Eroberer ab, die noch nicht einmal die Seidenzucht hatten und bei denen die Verbreitung der Schrift erst nach vielen Jahrhunderten, jedenfalls nicht vor 400 n. Chr., beginnt. „Gebete aus ihrer Satra" (S. 88), anstatt „ihrem Sutra", ist wohl als bloßer Druckfehler zu entschuldigen.

Nachod.

C. F. REMER, *The Foreign Trade of China*, Shanghai, The Commercial Press, 1926. \$ 5 Mex.

Wieder ein verdienstvolles Schultextbuch von der rührigen Commercial Press und wieder ein Buch, das im Rahmen der Schultätigkeit der St. John's Universität entstanden ist, denn, wie der Verf. selbst erklärt, entstand das Buch aus einem Kolleg an der obengenannten Anstalt.

Die ersten sechs Kapitel geben im Umriß eine Geschichte des chinesischen Außenhandels, die mehr oder weniger auf Morse fußt, aber doch einen kritischen Kommentar zu diesem liefert. Einige Bemerkungen sind sehr treffend: er spricht von dem wachsenden Handel in Kleinartikeln und sagt: „This was the special sphere of the energetic German. These small articles might seem to be beneath the notice of the old-fashioned merchant, but in the aggregate they formed no inconsiderable part of the total import." Dieses Zitat aus Sargent, *Anglo Chinese Commerce and Diplomacy*, kommentiert der Verf. wie folgt: „It may be remarked that the Chinese seem to find in the neatly finished, and the smooth and highly polished articles of Western machine manufacture, a certain esthetic satisfaction, such as Westerners find in the products of the handicraft industry." (S. 96.)

Der Verf. legt großes Gewicht auf die Geldeinfuhr der chin. Auswanderer als Faktum der Handelsbilanz. Es ist sehr schwer, ihm hierin zu folgen und die Beweisführung scheint mir etwas mangelhaft. Auch zitiert er nirgends das sehr wichtige Werk von Ch'en Ta, „*Chinese Migrations with special reference to labor conditions*" Washington, U. S. Bulletin of Labor Stat. No. 340, 1923, worin etwas über die Schantungkulis gesagt wird. Durch persönliche Mitteilung des Herrn Ch'en weiß ich, daß dieser Remers Ausführungen für non probantur hält, denn es fehlt alle amtliche Statistik aus Singapore und den Niederländischen Kolonien, eben deswegen, weil die Ausfuhr meistens nicht durch die großen fremdländischen Banken und

Handelsgeschäfte geschieht, sondern durch kleine Makler. Es wäre also nötig, die ganze Beweisführung streng systematisch zu prüfen¹.

Wichtig und sehr gut ist Verf. Ansicht über den Unterschied der indischen und der chin. Handelsbilanz. Überhaupt, das letzte Kapitel läßt wenig zu wünschen übrig an Zweckmäßigkeit und klugen Bemerkungen über die Ursachen der Rückständigkeit des chin. Außenhandels. Die Einteilung Chinas in „interior China und exterior China“ ist, was den Fortschritt im Handel belangt, gut, auch der Satz, daß der Handel der Industrie immer einen Schritt im voraus ist.

Der Anhang hat einige gute statistische Tabellen und eine nicht sehr bedeutende Quellenliste.
G. H. Danton.

E. DIEZ, *Die Kunst Indiens*. (Handbuch der Kunstwissenschaft, Ergänzungsband.) Akad. Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. Wildpark-Potsdam o. J.

I.

Die indische Baukunst überrascht vor allem durch den verwirrenden Eindruck des Irrationalen, einen Eindruck, der sich zunächst jeder wissenschaftlichen Ordnung und Analyse zu entziehen scheint. Gemeinhin tritt der Europäer der Kunst Indiens als einer urfremden Welt gegenüber, zu der kaum irgendwelche Brücken des Verständnisses führen. Im vorliegenden Bande werden die Probleme indischer Baukunst ohne jenes pathetische Staunen sachlich und eindringlich dargestellt. Und es erweist sich, daß auch in dieser oft genug nur als fremde Kuriosität angesehenen Kunst und ihrer Entwicklung dieselben Kunstentwicklungsgesetze wirksam sind wie in der vertrauteren Kunst des Abendlandes. Ja, einzelne dieser Gesetze werden in Diez' Darstellung besonders anschaulich: so der Zusammenhang der monumentalen Architektur mit der vorausgegangenen Holzbaukunst, die Übernahme mancher hier konstruktiv ausgebildeten Formen (Stupa-zaun, Sonnenfenster u. a. m.) in die Steinarchitektur im Sinne bloßer

¹ „Man hat die von den im Auslande lebenden Chinesen zurückgeschickte Geldsumme verschieden geschätzt. Der Gegenstand ist von Interesse wegen des Einflusses auf Chinas internationale Handelsbilanz. Die Zeitschrift *„Leben“* schätzt die Summe für 1924 auf \$ 45950000, für 1925 auf \$ 43100000. Die Abnahme sei durch den ungünstigen Kurs verursacht. Diese Summe schließt Überweisungen aus Europa und Amerika nicht in sich. 32% wurden durch private Postagenturen, 16% durch chinesische Banken, 36% durch „foreign“ Banken vermittelt, 16% als bares Geld von den Einwanderern selber mitgebracht.“ *The Chinese Economic Bulletin*, Vol. IX, No. 296, October 23, 1926.

Dekoration; ferner der allzuoft überschene Symbolwert von Einzelformen und Bautypen in der Tempelarchitektur. So führt das Buch den eindringlichen, für unsere Einstellung zu diesen Dingen höchst beachtlichen Nachweis, daß von einer zügellosen Phantastik in indischer Architektur keine Rede sein kann. In diesem Zusammenhang ist es besonders bemerkenswert, daß im *Mānasāra* nicht weniger als sieben Säulenordnungen normiert und nach Proportion und Symbolwert klassifiziert werden; an Basen aber legt die gleiche Quelle nicht weniger als 64 normativ fest! Das seltsamste dabei ist, daß, wie Ganguly nachgewiesen hat, die Ausführung weitgehend diesen vorgeschriebenen Normen entsprechen soll. Fürwahr ein Ergebnis, um das mancher klassische Archäologe die Erforscher indischer Baukunst beneiden dürfte!

So zeitigt Diez' Arbeit die wichtige Erkenntnis, daß der quellende Formenreichtum indischer Architektur, der den Eindruck des phantastisch-bizarren in wahrhaft exotischem Sinne zu erwecken weiß, seine Wurzel in einer tiefverästelten Symbolik und einem ausgesprochenen Formenkanon hat. Dazu tritt der bei Diez leider kaum genügend herausgearbeitete Umstand, daß all dieser quellende Formenreichtum sich auf den einfachsten, rationalsten Grundrißdispositionen entfaltet. Das heißt also, daß die ganze Fülle baulicher Gestaltungskraft sich dort der raumschließenden körperlichen Wandflächen bemächtigt, während hinsichtlich der Raumbildung selbst die Ideen seltsam einfach, in den meisten Fällen geradezu primitiv, bleiben; und das allerdings steht im auffallendsten Gegensatz zur Entwicklung abendländischer Architekturentwicklung. Freilich scheinen dem Berichtersteller die von Diez aus der Tatsache, daß Indien Kurven als Raumbegrenzungen nicht oder nur in verschwindend geringem Maße kennt, gezogenen Folgerungen (S. 157 ff.) als um vieles zu weitgehend und insbesondere dürfte die Zuweisung aller nach Kurven bestimmten Räume ins Gebiet der Plastik abwegig sein. Ein weiterer wesentlicher Gegensatz zur abendländischen Kunst liegt in der merkwürdig geringen konstruktiven Entwicklung — die indische Baukunst ist über den reinen Architravbau im Grunde nie hinausgekommen, sie kennt auch kaum das echte Gewölbe. Freilich bleibt diese wie manche andere technische Frage in Diez' Arbeit unklar — dem Architekten sei der Hinweis auf diese sachliche Lücke gestattet. Z. B. ist zu der Abbildung der ganz prachtvollen Kuppel im Tempel des Vimala Schah (Abb. 91) über die Kuppelkonstruktion so gut wie nichts gesagt (S. 77) und der Hinweis auf frühere Holzkuppeln ist wenig aufschlußreich. Auch der Abschnitt über Haus, Halle und Palast ist dürftig ausgefallen, was um so fühlbarer wird, als gerade zu diesem

Kapitel ein Literaturnachweis fehlt. Vielleicht läßt sich dem in den folgenden Auflagen -- *vivant sequentes* — abhelfen. Für diese dem Buch hoffentlich beschiedene Zukunft noch ein paar Anregungen: ein erklärendes Verzeichnis der überreich verwandten indischen Worte [Ausdrücke und Namen] würde jedem, der indischer Forschung selbst ferner steht, die Beschäftigung mit dem Buche erleichtern; schließlich wäre noch das Versehen auszumerzen, durch das in Abb. 105 das über Eck gestellte Quadrat im Text auf S. 93 als „rautenförmige Öffnung“ bezeichnet wird.

Den Teil Plastik wird der Herr Mitberichterstatter besprechen.

Leo Adler.

II.

Bei der Besprechung der indischen Plastik setzt Diez sich zunächst mit dem griechischen Einfluß auf die indische Kunst auseinander. Nach seiner Ansicht hat der Hellenismus in Gandhâra, dem heutigen Afghanistan, eine Saat gelegt, die reife Früchte trug. „Eine alte Kultur hat sich in Gandhâra mit einer jugendlichen gepaart und sie mit ihrer Gestaltenfülle befruchtet, deren Gestaltung sie ihr überlassen mußte. Die spätere, reife indische Form als Argument gegen die Bedeutung dieser Befruchtung auszuspielen, die doch ihre Voraussetzung war, heißt unhistorisch denken.“ Und er führt dann das Urteil des Altmeisters der klassischen Archäologie, Ernst Curtius, an, der in seiner „Griechische Kunst in Indien“, 1876, sagt: „Die altindische Handarbeit ist von griechischer Kunst neu befruchtet worden, der Hellenismus und der Buddhismus, beide ihrer Richtung nach kosmopolitisch, durchdrangen sich und schufen eine eigene Kunstwelt, deren Anschauung uns erst jetzt vergönnt ist, die *graeco-buddhistische*“.

Diez sagt mit großem Recht, daß die Diskussion der Möglichkeit des griechischen Einflusses durchaus nicht so müßig ist, wie manche meinen, da es sich um eine prinzipielle Frage, um die Kontinuität der Weltkunst-richtung handelt. Wäre, meinen wir, die angebliche griechische „Befruchtung“ wirklich so nachhaltig gewesen, wie Diez und mit ihm viele andere glauben, so müßte sich wie ein Faden der innere Gehalt, das wesentliche der griechischen Kunst in der indischen verfolgen lassen, gerade bei den bedeutendsten Schöpfungen sollte er erkennbar sein. Aber ist das der Fall? Wo ist in der Trimurti in Elephanta, wo in dem Brahmâ-Tschatur-mukha, wo in dem unvergleichlichen Natarâdscha in Madras oder in der Skulptur, die wir für die bedeutendste Indiens halten, die Diez leider nicht abbildet, dem aus dem Felsen gehauenen Kapila in Anurâdhapura die griechische Befruchtung oder gar der griechische Einfluß?

In guter Auswahl und anziehender Schilderung bespricht Diez alsdann viele wesentliche Denkmäler der indischen Plastik, und er behandelt in einem Endkapitel in der knappen Form, in der es bei dem beschränkten Umfange des Buches leider nur möglich war, auch die indische Kolonialkunst, zu der er diejenige Ceylons rechnet. Es folgen die von Java, Kambodscha und Tschampa (Annam), Birma, Siam und Laos, wofür ihm jeder Freund indischer Kunst dankbar sein wird, zumal ausgezeichnete Literaturverzeichnisse den Abschnitten sich anschließen.

In einer Schlußbetrachtung über das Wesen der indischen Plastik findet Diez dann auch die Worte zur Unterstreichung des Rein-Indischen in der indischen Kunst, wenn er sagt: „Wie die Religion, so ist auch die indische Plastik ein Mysterienkult, Darstellung höherer Kräfte nicht persönlich gedachter Gottheiten und Darstellung der Gottesvereinigung. Die griechische Plastik war nach auswärts gekehrt, der griechische Mystizismus wurde nicht dargestellt. Die indische Plastik ist dagegen eine einwärts gekehrte, Ausdruck innerer geistiger Vorgänge, Symbol oft auch dann, wenn sie uns sinnlich erscheint. Erst mit der indischen Plastik geht uns eine Ahnung von asiatischer Gotteseinstellung auf, wenn wir imstande sind, uns selbst auf sie einzustellen.“

Zwischen die bisher besprochenen Abschnitte ist vor der indischen Kolonialkunst ein Artikel über indische Malerei eingeschoben, worin Diez in schnellen Strichen die altindische, die Radschputen- und Moghul-Malerei zeichnet. Der bei der Plastik als Lieblingsentwurf erscheinende Einfluß der griechischen Kunst auf Indien schrumpft — und wie wir meinen, mit großem Recht — hier zusammen. „Die Auswirkung der Gandhâra-Malerei beschränkte sich“, sagt Diez, „auf Baktrien, von wo sie auch nach Westasien Ausstrahlungen schickte, und auf das Tarimbecken. Die bodenständige indische Malerei ging, wie die Fresken von Adschantâ zeigen, ihren eigenen Weg weiter und verarbeitete Gestalten, die in Gandhâra entstanden sind, wie die Buddhatypen, in ihrer Weise.“ Sie schuf eben aus sich heraus mit der ganzen Fruchtbarkeit indischer Vorstellungskraft eigene Gestalten.

Nicht ganz gerecht wird Diez unseres Erachtens der indischen Malerei, wenn er von ihr sagt, daß sie mit gewissen Illustrationen in jene Bahn süßlich-konventioneller Art eingebogen sei, der sie das 19. Jahrhundert hindurch treu blieb und von der sie bis heute nicht losgekommen sei. Die Bestrebungen und Entwürfe der jungen indischen Schule widersprechen dem.

Als Ganzes genommen, muß das Buch als ein Werk bezeichnet werden, das in der knappen Form des Handbuches der Kunstwissenschaft würdigen für die Kunst Indiens bestimmten Platz ausfüllt.

E. A. Voretzsch.

JAHRBUCH DER ASIATISCHEN KUNST, zweiter Band, 1925, erster Halbband, Klinkhardt & Biermann, Leipzig.

Die Zahl der Aufsätze eröffnet H. Smidt-Bremen „Die Ostasiatische Kunstsammlung der Berliner Museen“. „Wer nunmehr in dem Genusse dieser außerordentlichen Sammlung schwelgt, der hat vor allem drei Männern zu danken, die seit nahezu 20 Jahren unbeirrt durch Teilnahmslosigkeit oder Spott der Zeitgenossen ihren Plan verfolgt haben, dem deutschen Volke einen reinen Begriff der großen Kunst des fernen Ostens zu vermitteln“: Geheimrat von Bode, Direktor Kummel, Professor Große.

Der zweite Aufsatz „Eine Lo-Han-Folge der Sungzeit“ von Direktor Kummel beschreibt die von dem Kommerzienrat Jacoby dem Berliner Museum geschenkte Folge von 5 Gemälden, die sehr richtig bezeichnet werden als Werke eines unbekanntem Meisters, die für China zu ihrer Zeit nicht viel mehr bedeutet haben als bescheidene Devotionale, in der Berliner Sammlung aber — exemplifiziert wird auf das Bild des Arhat's mit der Schlange — eine der erhabensten Schöpfungen der religiösen Kunst Ostasiens darstellen.

A. A. Breuer beschreibt „Die Sammlung Dr. O. Burchard“ in der Abteilung für ostasiatische Kunst der Berliner Museen: „Wenn es der Zweck eines Schaumuseums ist, den ästhetischen Genuß seiner Schätze dem Publikum in weitgehendem Maße zu erleichtern, so hat der Direktor dieser Abteilung, Dr. O. Kummel, dieses Ziel durch seine neue Ausstellungsweise in hohem Maße erreicht.“

Welch' eine schöne Unterstreichung der Leistungen der Berliner Museen in diesen drei ersten Artikeln des Jahrbuchs!

Zoltán von Takács beschreibt in seiner so gründlichen und zu immer weiteren Schlüssen anregenden Art „zwei alchinesische Tonfiguren im Franz-Hopp-Museum“ für ostasiatische Kunst in Budapest, über deren Herkunft wir leider nur wissen, daß sie aus Shantung stammen sollen, die aber in ihrer Kleidung und ihrem Schmuck höchst bemerkenswerte Darstellungen bilden.

In ein noch lange nicht ausgeschöpftes Gebiet der Ostasiatischen Kunst führt uns A. Salmony's Aufsatz über „eine chinesische Silberplastik der Tang-Zeit“, worin er die eines silbernen Hundes mit Leichtigkeit und völlig überzeugend zu der Tonplastik derselben Zeit in Verbindung setzt. Es ist etwas enttäuschend, wenn Salmony zu dem Schlusse kommt, daß die Hoffnung, daß Gold- und Silberarbeiten besonderen Künstlerhänden entstammen, sich bei dem von ihm besprochenen Stücke nicht bestätigt, aber leider entspricht dies, wie z. B. auch die reichhaltige Sammlung alchinesischer Silberkunst in der Eumorfopoulos'schen Sammlung lehrt, den Tatsachen.

Martin Feddersen weist in einem Artikel „Über die Benutzung graphischer Vorbilder für die figürlichen Darstellungen auf japanischen Schwertzieraten“ nach, daß der japanische Kunsthandwerker in gleicher Weise wie der europäische der Renaissance sowie des Barock sich der Vorlagen bediente, die er Holzschnitten oder anderen bildlichen Darstellungen seiner Landsleute entnahm. Die Arbeit bringt eine Fülle von Beispielen, welche alle dem Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe entnommen sind; die Nachweise der Vorbilder sind von dem verdienten Leiter der japanischen Abteilung dieses Museums, Herrn Professor Shinkichi Hara, gesammelt worden.

Ernst Scheyer bespricht in einem vorzüglichen Artikel „Die Gespenster und Grottesken im Japan-Holzschnitt“.

Der japanische Holzschnitt ist bekanntlich allmählich auch in Europa auf die Stufe der Wertschätzung zurückgegangen, die er in Japan immer eingenommen hatte: auf die Schätzung seines Darstellungsgehaltes mehr als auf die seines Kunstwertes. In seinem Inhalt enthüllt sich der Spiegel der japanischen Volksseele, der er als Teehaus- und Theaterreklame, als Landschaftsalbum oder Flugblatt immer gedient hatte. Nur in seinen Gipfelercheinungen wuchs er über den Rahmen seines Tageszweckes hinaus, in seinen alltäglichen Formen immer noch das Kleine adelnd. Während, so sagt Scheyer, Plastik, Tuschmalerei und Keramik reiner den Geist des Buddhismus atmen, nahm sich gerade der Holzschnitt der Volksmythen und Gespensterstoffe an, da er ja im Volke seinen Kundenkreis suchte und fand. Es sind im allgemeinen die späteren Künstler, die sich mit diesem Stoffe beschäftigten. Trotzdem ist ihnen das traditionelle Erbgut der großen asiatischen Kunst geläufig. Das Empfinden für richtige Wirkung der Farbflächen, das richtige Sitzen im Raum. Ein Eingehen auf die einzelnen Arten der Gespenster beschließt den interessanten Artikel.

Hermann Goetz beschreibt „Die indischen Miniaturen der Sammlung William Rothenstein“ in London, die der Direktor des Royal College of Art in London zusammengebracht hat. Mit 20 sehr guten Abbildungen werden 42 Bilder beschrieben, bei welcher Gelegenheit treffende Schlaglichter auch auf andere Gebiete fallen; so, wenn er sagt, daß mit der britischen Vormacht in Panjab die europäische Malerei in Panjab Mode wurde „allerdings mit ebensoviel Verständnis, wie etwa bei uns z. B. die ostasiatische“. Den Schluß des Artikels zielt eine sehr verdienstliche kurze Zusammenfassung der bei der Besprechung der Bilder gewonnenen Ergebnisse.

Ebenfalls der verdienten Feder von Zoltán von Takács verdanken wir den Aufsatz „Mittelasiatische Spätantike und Keszthelykultur“. Es ist eine höchst wertvolle Studie an der Hand von Objekten des Kunstgewerbes über den Ursprung der sog. Keszthely-Kultur, jener Kultur, welche, nach dem ersten Fundort der Gegenstände in Keszthely am Plattensee genannt, ein weites Gebiet des ungarischen Kunstkreises aus der Zeit beschreibt, die sich im Dunkel der Geschichte verliert. Er verfolgt zwei Stilarten, die spätantike und die ostasiatische, d. h. die chinesische, und er führt uns in die Gefilde, welche uns noch so viele Rätsel aufgeben, zu den Kultur- und Kunstbeziehungen der Hunnen, zu den Geten, den Yüe-chi, den Alanen, den Soghdien und Tocharen.

Einige Ornamente, die der Verfasser als Drachenornamente anspricht (Abb. 27) glauben wir, soweit die Abbildung ein Urteil zuläßt, als Vogelornamente nehmen zu müssen. Auch der Vogel war ja schon zur Chou-Zeit ein klassisches Künstelement Chinas. Aus dem weiten Gebiet der Scythenkunst, bei deren Erforschung wir noch in den Kinderschuhen stehen, wird uns gewiß zu dem ausgezeichneten Aufsätze, den Zoltán von Takács hier gibt, noch manche Erleuchtung kommen.

A. von Le Coq beschreibt „zwei Bruchstücke alt-buddhistischer Wandgemälde aus Ost-Turkestan“. Es sind Gemäldereste an den Wänden eines Tempels bei Tunshuq, die nichts wesentlich Neues bringen und deren Aussehen beschrieben wird.

Ludwig Bachhofer löst in dem Artikel „Eine Pfeilerfigur aus Bodh Gaya“ das Rätsel der Bedeutung dieser interessanten, aus der Zeit von 150—1 v. Chr. stammenden Skulptur. Bachhofer führt aus, daß hier Indra wiedergegeben wird, der in der Gestalt des Schnitters Shanti Buddha das Gras reichte, auf dem sich der Erhabene unter dem Bodhi-Baum niederlassen wollte.

Die Beweisführung ist überzeugend und der Text mustergültig in seiner Klarheit und Kürze.

Hermann Goetz beschreibt „Geschnitzte Elfenbeinbüchsen aus Südindien“, die in dem Reichtum ihres Dekors ihm Gelegenheit zu vergleichenden Betrachtungen mit dem westlichen Barock, dem Rokoko und der Gotik geben; auch den dargestellten Szenen wird der Verfasser in seiner Schilderung gerecht; er will nur eine Vorarbeit leisten, den Weg bahnen zu einer inhaltlichen und auch ästhetischen Würdigung.

Das große Gebiet der indischen Elfenbeinschnitzereien liegt noch vor uns; denjenigen, welche diese Arbeiten auf der Delhi-Ausstellung im Jahre 1903 gesehen haben, wird es erinnerlich sein, welche Vielheit der Herstellungsgebiete es zu meistern gilt und wie schwer es ist, die neueren Arbeiten von den älteren zu sondern.

Eine Reihe von Bücherbesprechungen schließt den Halbband ab, der ein neues erfreuliches Zeugnis für die Lebensfähigkeit und die Lebensberechtigung des „Jahrbuches der Asiatischen Kunst“ liefert.

E. A. Voretzsch.

E. I. TITOV, *Tungusisch-russisches Wörterbuch*. Veröffentlichung des Staatsmuseums von Tschita. Irkutsk, 1926. XIV u. 179 S. in 8°. Beilage: M. A. Castrén's Grundzüge einer tungusischen Sprachlehre. Übersetzung aus dem Deutschen von M. G. Peschkova. Anmerkungen von E. I. Titov. Irkutsk, 1926. IX u. 64 S. in 8°.

Die tungusischen Dialekte können mit Recht zu den am wenigsten erforschten Sprachen Sibiriens gezählt werden, da wir außer einigen kurzen Wörterverzeichnissen und mangelhaften Aufzeichnungen kleinerer Texte nichts besitzen. Eine Ausnahme bildet in der Fachliteratur Castrén's Grammatik, welche ein ebenso hervorragendes Werk ist, wie die übrigen Werke des großen finnischen Sprachforschers. Diese Grammatik, welche jedoch auf Grund der Erforschung nur zweier Dialekte Transbaikaliens zusammengestellt ist, kann unmöglich als eine Grammatik der tungusischen Sprache im allgemeinen betrachtet werden und bedarf daher jetzt zahlreicher Ergänzungen auf Grund der Erforschung der Nachbardialekte. Ebenso unvollständig ist auch Castrén's Wörterverzeichnis, welches der Grammatik beigegeben ist, da es kaum über 1500 Wörter enthält, was sich dadurch erklärt, daß Castrén die Gelegenheit hatte, sich nur mehrere Wochen mit der tungusischen Sprache zu beschäftigen.

Das neulich erschienene Wörterbuch von Titov ergänzt wesentlich unsere Kenntnis des Wortschatzes dieser interessanten Dialekte. Laut den Worten des Verfassers in der Einleitung zu seinem Wörterbuch, ist das Material während seiner fast siebenjährigen Reisen (in den Jahren 1919—1926) unter folgenden Tungusenstämmen gesammelt worden: Gruppe kleinerer Stämme der sogenannten Tuturo-Ačcul, nordbaikalische Stämme, Nerčinskische Tungusen und Tungusen am Witim (S. IX). Der große Vorzug Titovs Wörterbuchs vor ähnlichen Werken anderer Forscher, von welchen sich keiner mit den genannten Tungusenstämmen beschäftigt hat, was hier besonders hervorgehoben werden muß, besteht gerade darin, daß der Verfasser keine einzelnen Wörter gesammelt hat, sondern bemüht war, größere Textsammlungen zusammenzubringen — epische Dichtungen, Heldengesänge, Märchen und Lieder, die leider von ihm noch nicht veröffentlicht sind, obgleich sie druckfertig sind (S. XI Anm. 1), welchen er die im Wörterbuch gesammelten Wörter entnommen hat. Hier sei im Vorbeigehen bemerkt, daß größere Texte in einer fremden Sprache zu sammeln, dem unvorbereiteten Forscher, welcher die Sprache praktisch nicht beherrscht, ganz unüberwältigende Schwierigkeiten bietet. Daß Titov diese zahlreichen und in folkloristischer Hinsicht außerordentlich kostbaren Textaufzeichnungen hat machen können, erklärt sich nur dadurch, daß er die Sprache vollständig frei beherrscht. Nicht uninteressant ist zu erfahren, daß der Verfasser des neuen Wörterbuchs selbst tungusischer Abstammung ist, was er mir selbst brieflich mitgeteilt hat.

Das Wörterbuch besitzt noch einen anderen Vorzug anderen Wörterverzeichnissen aus den Tungusendialekten gegenüber: während sämtliche frühere Glossare bloße Wörterverzeichnisse sind und neben jedem tungusischen Wort nur die russische oder deutsche Bedeutung geben, finden wir in dem neuen Wörterbuch unter jedem Schlagwort zahlreiche Beispiele der Wortverwendung, lange Sätze mit russischer Übersetzung. Somit ist diese Arbeit der erste streng wissenschaftliche Versuch eines tungusischen Wörterbuchs, wo die Wörter im Kontext gegeben werden.

Was die Transkription betrifft, so gebraucht der Verfasser die gröbere Transkription der Mongolisten, welche wir gewöhnlich in russischen Arbeiten auf dem Gebiet der mongolischen Dialektologie finden und welche eine Umarbeitung der wenig genauen Radloffschen Transkription bildet. Dies erklärt sich vielleicht dadurch, daß der Verfasser in seinen Forschungen ein Schüler des bekannten Sammlers burjätischer Volksdichtungen T. S. Žamtsarano ist. Nur in bezug auf einige Lautbezeichnungen finden wir im Wörterbuch Abweichungen von dem System der Transkription

burjätischer und mongolischer Texte. Vor allem muß hervorgehoben werden, daß der Verfasser eigentlich ohne Grund das Zeichen *h* zur Bezeichnung des Lautes γ und umgekehrt das Zeichen *x* zur Wiedergabe des Lautes *h* gebraucht. Wir Mongolisten würden z. B. die Wörter *joyju* 'neun', *duluhu* 'mittlere' usw. *joyju* und *duluju* und die Wörter *xukur* 'Kuh' und *xuto* 'Kind' usw. *hukur* und *huto* transkribieren. Da aber der Verfasser in dem Gebrauch dieser Zeichen konsequent ist, bietet das Umsetzen in die allgemein gebräuchliche Transkription keine Schwierigkeiten. Diese Abweichungen vom System der Transkription burjätischer Texte kann daher nicht zu den Mängeln des Wörterbuchs gezählt werden.

Wie bekannt, gebraucht Castrén zur Wiedergabe eines ϵ -ähnlichen Lautes im Tungusischen das Zeichen \bar{a} und sagt, daß \bar{a} einen Laut wiedergibt, welcher dem finnischen \bar{a} sehr ähnlich ist. Der Verfasser des neuen Wörterbuchs hat richtig erkannt, daß diese Definition auf einem Irrtum beruht und wählt das richtigere Zeichen \bar{a} (= ϵ) [Beilage, S. 1—2]. Meinerseits kann ich bestätigen, daß in der von mir erforschten Mundart der Tungusen von Barguzin in Transbaikalien dem in Rede stehenden Laut der Laut ϵ — ein hinteres ϵ (etwa ^{high}mid -out back-wide, wie im Burjätischen)

entspricht. Dieser Laut hat nichts gemein mit dem russischen *а*, wie viele Forscher meinen, und auch nicht mit \bar{a} , welches einige frühere Forscher gehört zu haben glaubten, was noch Schiefner höchst zweifelhaft zu sein schien (*Mélanges Asiatiques*. T. VII. St. Pétersbourg, 1874, S. 324).

Was vielleicht in der Transkription des Verfassers einige Zweifel hervorruft, ist, daß wir in den von ihm erforschten Mundarten lange Vokale in geringerer Anzahl von Fällen finden, als in anderen Mundarten und vor allem in Nachbardialekten. In allen Nachbardialekten, was aus Castréns Wörterverzeichnis hervorgeht und was ich auf Grund der mir bekannten Mundart von Barguzin bestätigen kann, finden sich lange Vokale in einer Menge von Wörtern. Dabei sehen wir jetzt, daß dort in vielen Wörtern alle Vokale lang sind, z. B. Barguzin-tungusisch *kīwō* 'Bast', *āñqū* 'rechts' usw., vgl. Titov *kiwo*, *angu* usw. Im Zusammenhang damit muß hervorgehoben werden, daß von der Quantität im Tungusischen die Bedeutung des Wortes abhängt. Einige Beispiele werden genügen, um uns davon zu überzeugen: vgl. Barguzintungusisch *ōhikta* 'Stern' und *ohikto* 'Nagel' (dagegen Titov *ošikto* 'Stern' und *ošikta* 'Nagel, Krallen'), *āñqū* 'rechts' und *añqu* 'Beschäftigung', *būkel* 'gib!' und *bukel* 'stirb!' (dagegen Titov *bum* 'sterben' und *bum* 'geben') usw. Wenn sämtliche Vokale eines und desselben Wortes lang sind, so wirken sie oft neu-

tralisierend aufeinander, woher sie den Eindruck kurzer Vokale machen können. Dies ist selbstverständlich, da ja die Länge nur auf Grund einer Vergleichung quantitativ verschiedener Vokale bestimmt werden kann. Wir sagen, daß dieser oder jener Vokal lang ist, wenn er eben länger ist, als andere. Sind eben alle Vokale in demselben Wort quantitativ einander gleich, so ist die Länge natürlich nicht so deutlich, wie in solchen Fällen, wo die Vokale quantitativ verschieden sind. Ich muß bestätigen, daß in vielsilbigen Wörtern die Länge der Endsilbe sogar in Fällen, wo die übrigen Silben kurz sind, fast unbestimmbar ist und nur dann deutlich hervortritt, wenn das Wort noch um eine Silbe länger wird, z. B. wenn ein Suffix angefügt wird. Daher, wenn der Verfasser in einigen Fällen die Länge unbezeichnet gelassen hat, findet dies eine Rechtfertigung in der außerordentlichen Schwierigkeit, welche die Quantität im Tungusischen bietet. Ich muß aber sofort hinzufügen, daß die Länge in den vom Verfasser des Wörterbuchs erforschten Dialekten in diesen und anderen Wörtern wirklich fehlen kann, da mir diese Dialekte vollständig unbekannt sind und ich nur vom komparativen Standpunkt mein Urteil aussprechen kann. Meine Zweifel können daher vollständig unbegründet sein, worin ich mich vielleicht noch überzeugen werde.

Dem Wörterbuch ist eine Übersetzung der Castrén'schen Grammatik beigegeben, wo wir einige Ergänzungen und Verbesserungen zu ihr finden. Die Übersetzung gehört nicht dem Verfasser des Wörterbuches, woher einige Ungenauigkeiten und sogar Fehler in der Übersetzung ihm nicht zur Schuld gemacht werden können. Da dieser Teil der Arbeit im wesentlichen wenig Neues bietet (hauptsächlich auf dem Gebiet der Phonetik, was sich vielleicht zum größten Teil dadurch erklärt, daß die Rede hier von anderen Mundarten ist, als die, welche Castrén erforscht hat), so übergehe ich ihn.

Alles Gesagte kurz zusammenfassend, kann man bemerken, daß das neue Wörterbuch von Titov unsere Kenntnis der tungusischen Sprache erweitert und neues Licht auf eine Reihe vollständig unerforschter Mundarten wirft, woher es aufs beste zu empfehlen ist. Wir wollen hoffen, daß der Verfasser des Wörterbuchs den Fachmännern auch seine Textsammlungen zugänglich machen wird und daß diesem Wörterbuch andere ähnliche Arbeiten folgen werden.

N. Poppe.

BÜCHERBESPRECHUNGEN — NOTICES OF BOOKS

MARGOULIÈS, G., *Le Kou-wen Chinois*. Recueil de textes avec introduction et notes, Paris, P. Geuthner 1926, CXXVII u. 464 S.

Wenn man bedenkt, welche Rolle im Studium der chinesischen Gelehrtenwelt der Aufsatz einnimmt, so muß man sich wundern, daß er bei unserer sinologisch-sprachlichen Ausbildung so wenig gepflegt wird. Es ist damit natürlich zunächst nicht die Komposition gemeint, sondern die Analyse, die Lektüre in der großen Aufsatzliteratur. In unserer sinologischen Ausbildung geht es gemeinhin nach einer mehr oder weniger dürftigen Einführung oder auch überhaupt ohne eine solche an die Klassikerlektüre und dann gleich in die Sonderliteratur. Eine sorgfältig langsame Schulung, wie sie nur an der Hand der Musteraufsätze erzielt werden kann, „erspart“ man sich. Und das, obgleich schon Zottoli im IV. Bande seines *Cursus litteraturae sinicae* der Aufsatzliteratur den gebührenden Platz zugewiesen hat.

Da ist es höchst erfreulich, daß man sich neuerdings wieder mit diesem Stoff beschäftigt. Margouliès hat ihm nun sogar eine recht umfangreiche Arbeit gewidmet. Nach einer ansehnlichen Einleitung von 116 Seiten, die allein eine kleine Literaturgeschichte darstellt, bringt er 120 teils längere, teils kürzere Schriftstücke in französischer Übersetzung, von 48 verschiedenen Schriftstellern, sowie aus den Kommentaren des *Kung Yang* und *Ku Liang* und aus dem *Kuoh-yü* und *Chan Kuoh-ts'eh*. Das ist ein ganz gewaltiger Stoff, und dabei, wie die Inhaltsliste zeigt, auch eine besonders schöne Auswahl, die hier dem Leser vorgelegt wird. Allerdings nicht zum ersten Male. Denn eben das Verzeichnis, das in dankenswerter Weise die Vorarbeiten angibt, zeigt uns auch, daß fast 100 Stücke der Auswahl bereits eine Übersetzung oder mehrere von anderer Seite erfahren haben. Die Vorarbeiter sind in erster Linie Du Halde und Zottoli, danach Giles, Morgan, Couvreur, Grube, Chavannes und Wieger. — Aber auch die Neuübersetzung von nur einigen 20 Aufsätzen bleibt immer

noch eine beachtenswerte und höchst verdienstliche Leistung, die nur derjenige so recht würdigen kann, der selbst und selbständig in dieser Literaturgattung gearbeitet hat, das heißt, nicht mit dem bequemen Frageautomaten des belesenen aber verantwortungslosen chinesischen Helfers, sondern durch mühevollen Anwendung aller der chinesischen literarischen Hilfsmittel, deren Anführung allein die Resultate wissenschaftlich rechtfertigt. — M. gibt am Ende seiner Einleitung, nachdem er auf den Ausdruck 古文 *ku-wen* (*kou-wen*), die Bezeichnung für eben diese Literaturgattung, eingegangen ist, eine Aufzählung von 20 Anthologien, eine Zahl, die allein schon für die Wichtigkeit der Aufsatzliteratur spricht. Hier hätte bemerkt werden müssen, daß die bedeutendste und umfangreichste der Sammlungen, das 古文淵鑑 *Ku-wen yüan-kian* (in 64 Büchern) eine unter kaiserlicher Obhut hergestellte Übersetzung ins Mandschu erfahren hat (v. J. 1685), ebenso des *Ku-wen kuan-chi* 古文觀止 und dazu noch eine ganze Anzahl von anderen Auszugsübersetzungen in mandschurischer Sprache vorhanden sind. — Die Bedeutung der Aufsatzliteratur scheint uns eine dreifache zu sein: Erstens einmal sind die Aufsätze rein gedanklich interessant und belangreich als Muster der von der unseren so verschiedenen chinesischen Geistesart. Zweitens beziehen sie sich stofflich größtenteils auf wichtige innere und äußere Ereignisse der Reichsgeschichte oder betreffen spannende Fragen philosophischer, ethischer, rechtlicher und literarischer Art. Dem Gegenstand nach zusammengestellt und mit dem nötigen Kommentar versehen, könnten sie uns äußerst lehrreiche Bilder abgeben, etwa die Schriftstücke zum Kampfe um die Reformen des Staatsmannes *Wang An-shih*. Zum dritten haben die Aufsätze eine sprachliche Bedeutung. Sie sind ausgesuchte Muster des Stiles. Und hierin möchten wir ihren Hauptwert erblicken. Wenn schon der chinesische Literat sich an ihnen in Analyse und Komposition schult, so bieten sie auch dem Sinologen das beste sprachliche Ausbildungsmittel. Hier ist er gezwungen, an einem straff gegliederten Gebilde einen Gedanken über eine längere Satzperiode hin zu verfolgen und bei dem durchaus eindeutigen Sinne sich für eine richtige oder falsche Übersetzung zu entscheiden. Der Weg zum Ziele kann, wenn er selbständig gegangen wird, nur durch eine peinlich genaue und mühevollen Arbeit unter ständiger Benutzung der Konkordanzen führen. Denn es ist offensichtlich, daß unsere, in der Hauptsache auf der bisher allein durchgearbeiteten Klassikerliteratur beruhenden Wörterbücher hier noch oft versagen müssen. Dafür wird eine solche Arbeit aber reiche lexikalische Früchte zeitigen. Wer den mühevollen Weg meidet, und, wo die Wörterbücher versagen, sich etwa auf die

Auskunft des chinesischen Gewährsmannes verläßt, wird solche Früchte natürlich nicht ernten. Eine Übersetzung in der angedeuteten Art, welche mit einer Analyse der Aufsätze dem Schüler zeigt, wie die Lösung der schwierigen Stellen gefunden wurde, eine solche Übersetzung würde unseres Erachtens erst den eigentlichen Wert der Aufsatzliteratur ausschöpfen. Darauf hatten wir bei dem vorliegenden Buche auch gehofft, und hier wurden wir nun leider enttäuscht. M. behandelt seine Arbeit nur nach dem ersten der obengenannten drei Gesichtspunkte, geht auf den Inhalt der Stücke kaum ein und läßt das Sprachliche, Literarische so gut wie völlig unberücksichtigt. Er zeigt nicht, wo er Schwierigkeiten gefunden und mit welchen Hilfsmitteln er sie überwunden hat, welche anderen aber versagt haben. Er setzt sich auch nicht mit den Vorarbeiten auseinander.

Die Übersetzungen selbst scheinen, soweit wir die Texte nachgelesen haben, geschickt und korrekt zu sein. Doch haben wir auch Stellen gefunden, die offenbar nicht genau durchdacht sind. Als Beispiel sei auf die Schrift *Liu Tsung-yüan's*, über die Blutrache 柳宗元, 駁復讎議 hingewiesen, von der H. A. Giles in seinem *Gems of Chinese Literature* ebenfalls eine, recht freie, Übersetzung gegeben hat. Es handelt sich da um den grundsätzlichen Widerstreit zwischen Rite (ethischer Pflicht) und Staatsordnung, indem erstere bei widerrechtlicher Tötung des Vaters die Blutrache aus der Kindespflicht herleitet, während das Staatsgesetz diese Rache ahnden muß. *Liu Tsung-jüan* äußert sich zu dieser Frage:

臣聞禮之大本, 以防亂也. 若曰無爲賊虐, 凡爲子者殺無赦. 刑之大本, 亦以防亂也. 若曰無爲賊虐, 凡爲治者殺無赦. 其本則合, 其用則異.

Giles übersetzt S. 137/138: „Honours and rewards originated in a desire to prevent aggression. If therefore a son avenges the death of a guilty father, the former should be slain without mercy. Administration of punishment was also organized with the same object. If therefore, officers of government put the laws in operation without due cause, they too should be slain without mercy. Though springing from the same source, and with the same object in view, honours and punishments are applicable to different cases and cannot be awarded together“¹.

Margouliès übersetzt S. 220/221: „J'ai entendu dire que la grande base des rites était d'empêcher les troubles. C'est comme si l'on disait: on

¹ Die von den Übersetzern eingefügten Ergänzungen sind hier gesperrt gedruckt.

ne peut permettre de crimes et de violence; tous ceux qui prennent [leur vengeance] en qualité de fils doivent être exécutés sans miséricorde. La grande base des châtimens est également d'empêcher les troubles. C'est comme si l'on disait: on ne peut permettre de crimes et de violence. Tous ceux qui, étant fonctionnaires, [exécutent injustement] doivent être exécutés sans miséricorde. Ces bases sont identiques mais leurs applications [conclusions] sont différentes“.

Wir sehen hier zunächst einen Unterschied in der Übersetzung des Wortes 禮 *Li*, welches von Giles nur als der Ausfluß der Ritenbestimmungen angesehen wird, während es sich doch wohl nicht nur um Belohnung und Ehrung, sondern um die Grundsätze des Sittengesetzes selbst handelt, im Gegensatz zum Strafgesetz, wie auch M. es auslegt. Den Worten 爲子者和爲治者 ist von beiden Übersetzern eine Prägnanz untergelegt worden. M. übersetzt *wei tze ché* ‚diejenigen, welche ihre Rache nehmen in ihrer Eigenschaft als Söhne (eines Getöteten)‘. Nun kann es aber unmöglich heißen, daß die Ritenbestimmung die Hinrichtung für eben diese Personen fordere. Die Rite fordert im Gegenteil die Racheübung seitens des Sohnes. G. hilft sich hier, indem er noch die Prägnanz verstärkt: ‚wenn der Sohn den Tod des schuldigen Vaters rächt‘. Jedoch ist von der Frage, ob der Vater zu Recht hingerichtet sei, in dem Schriftstück bis zu dieser Stelle nicht die Rede gewesen. Außerdem ist nicht zu verstehen, was diesen Satz ‚therefore‘ mit dem vorausgehenden innerlich verbindet. Für die Prägnanz des Ausdrucks *wei chi ché* als ‚die Richter, welche ungerechterweise eine Hinrichtung veranlaßt haben‘, ist ebensowenig eine Berechtigung gegeben. Schließlich wird durch diese Ergänzung die Frage nicht geklärt, sondern verdunkelt, das Problem verwischt. Sobald die Schuld des hingerichteten Vaters oder die Willkür des Richters feststeht, hat das Problem aufgehört. Dieses besteht nur, wenn die Staatsraison gezwungen ist, um der öffentlichen Ordnung willen sich gegen die vom Sittengesetz geforderte Blutrache zu wenden. — Wir schlagen vor, die Prägnanz nicht in die Verbindung 爲子者和爲治者 zu legen, sondern in das Zeichen 殺, dieses nicht passivisch, sondern aktivisch 殺之 aufzufassen und den ganzen Abschnitt folgendermaßen zu übersetzen: „Der Grundgedanke der Rite ist die Abwehr der Unordnung, Zügellosigkeit. Sie hat gleichsam gesagt: man begehe keine Gewalttätigkeiten! Denn es ist in allen Fällen den betr. Söhnen (des Opfers) aufgetragen, (die Gewalttätigkeit an ihrem Urheber) ohne Erbarmen zu ahnden (*shah chi* ihn zu töten‘). Der Grundgedanke des Strafgesetzes ist ebenfalls die Abwehr der Unordnung. Es sagt gleichsam: man begehe keine Gewalttätigkeiten, denn es ist in allen Fällen den Organen der Justiz

(*wei chi chē*) aufgetragen, die Gewalttätigkeit, und zwar auch die von der Rite geforderte Blutrache, ohne Erbarmen zu ahnden (*shah chi* den Bluträcher hinzurichten'). In ihren Grundgedanken stimmen sie (Rite und Strafgesetz) überein, in der Praxis führen sie zu verschiedenen Ergebnissen'. — In dieser Übersetzung wäre kein neuer Gedanke ergänzt. — Die Rite will die Ordnung erzwingen, indem sie den (natürlich unrechtmäßigen) Töter, abgesehen von der gesetzlichen Strafe, noch mit der Blutrache bedroht, die oft, etwa bei gestörter Rechtsordnung, schneller und sicherer als diese wirken wird. Das Staatsgesetz aber will jedes Auswachsen der Blutrache unterbinden, indem es erbarmungslos auch die vom Sittengesetz geforderte Rache unter Todesstrafe stellt. Wäre dieser grausame Widerstreit der Pflicht des Untertans und des pietätvollen Sohnes nicht da, dann könnten die Schriften eines *Ch'en Tzē-ang*, *Liu Tsung-yüan*, *Han Yü* und *Wang An-shih* ungeschrieben bleiben.

Was wir in M.'s. Buch im Kleinen vermissen, sei an einer anderen Stelle desselben Aufsatzes gezeigt: den Ausdruck 奮其吏氣 *fen k'i li k'i* finden wir auf S. 221 übersetzt ‚violier les prérogatives des fonctionnaires'. Man wüßte gern, worauf diese Übersetzung sich stützt. Weder heißt *fen* = violier, noch *k'i* = prérogatives. Das Zeichen 奮 *fen*, das natürlich nicht mit 奪 *to* = rauben, verwechselt werden darf — die Verbindung 奪氣 *to-k'i*, ‚seines Mutes beraubt werden' kommt im *Tso-chuan* vor —, bedeutet ‚entfalten' und 氣 *k'i* heißt hier ‚äußere Erscheinung', so viel wie 威 *wei* ‚Würde', *fen k'i li k'i* wäre also ‚seine Beamtenmacht entfalten'. Die Wörterbücher bringen die Verbindungen mit *fen* nicht. Wohl aber finden wir im *P'ei-wen yün-fu*: *fen-k'i* mit einem Zitat aus den Tsün-Annalen (Buch 55), sowie 吏氣 *li-k'i* mit eben unserer Stelle von *Liu Tsung-yüan*, die also als Belegstelle gewürdigt zu werden und damit einer Aufnahme ins Wörterbuch wert ist. Der Sinn des ganzen fraglichen Satzes muß der sein, daß ein Beamter seinen persönlichen Widersacher, anstatt etwa mit privaten Mitteln, unter Entfaltung des amtlichen Apparats (und dem Schutze seiner Beamteneigenschaft) vernichtet. Die dazu gehörige Mandschuübersetzung besagt: *kafan de ertufi horon sindame*, auf seinen Beamtencharakter gestützt und unter Entfaltung seiner Macht'.

Wir wollen der Hoffnung Ausdruck geben, daß der Verfasser der großen Arbeit aus seinem Präparationsstoff die unbedingt beträchtlichen Neufunde zur Lexikographie und Stilistik noch nachträglich bekanntmachen möge.

E. Haenisch.

EVAN MORGAN, *A Guide to Wenli Styles and Chinese Ideals*.
Shanghai 1912.

Der Vorteil dieser schon älteren Sammlung, auf welche gelegentlich der obigen Besprechung hingewiesen sei, liegt einmal in den den Übersetzungen beigegebenen Texten, sodann in dem sprachlichen Beiwerk, das wir bei M. wünschten, außer den Noten noch einer angehängten Liste von Beinamen. Leider sagt uns aber auch dieser Übersetzer nicht, wie er zu seinen Lösungen gelangt. Die Konkordanzen treten überhaupt nicht in Erscheinung. Wir müssen also mündliche Unterrichtung durch einen chinesischen Gewährsmann annehmen. Die Noten genügen auch in ihrer Art durchaus nicht. Ein Beispiel dazu gleich auf der ersten Textseite, in *Sün K'ing's* Schrift über eine rechte Regierung. Es heißt dort, es sei Pflicht der Regierung, auch für die sozial Wertlosen und Minderwertigen (Krüppel aller Art) zu sorgen. Die Übersetzung sagt: *the authorities should protect them without fail, even as Heaven does* 兼覆無遺. Eine Fußnote (12) dazu lautet: *thus act as heaven does —, fu* 'refers to heaven. Hier z. B. wäre eine genauere Erläuterung am Platze. Das Zeichen 覆 ist hier nicht in seiner Grundbedeutung *fu* ‚umstürzen' zu verstehen — vgl. 天之所 | 者人不可殖也 ‚was der Himmel stürzen will, können die Menschen nicht aufrecht halten', in Anlehnung an eine Stelle aus dem Ritenbuche. — Das Zeichen hat hier seine sekundäre Bedeutung *fu* ‚bedecken', in Anlehnung an eine Stelle aus demselben Klassiker 天之所 | 地之所載 ‚was der Himmel bedeckt (beschirmt) und was die Erde birgt'. Wir haben dann an eine weitere Stelle desselben Buches zu denken: 天無私 | 地無私載日月無私照 ‚der Himmel hat (kennt) keine parteiische (einsichtige) Bedeckung, die Erde keine parteiische Bergung, Sonne und Mond keine parteiische Beleuchtung', d. h. sie bieten ihre Gaben allen ohne Unterschied, Guten und Bösen, Gerechten und Ungerechten. So muß auch der Staat allen 兼 ohne Auslassung 無遺 seinen Schutz bieten 覆. An solchen Stellen bedarf der Studierende doch einer gewissen Anleitung. — Im Ganzen ist die Sammlung als brauchbares Übungsbuch zu empfehlen, wenn es auch durch die Zusammenfassung zeitlich weit auseinanderliegender Literatur etwas unorganisch geworden ist. Wenn es in der Einleitung als ein Fehler bezeichnet wird, von der Umgangssprache aus und mit der Vorstellung, es gebe im Chinesischen keinen grammatischen Zwang, an ‚die' Schriftsprache heranzutreten, so können wir dies Urteil nur unterschreiben.

E. Haenisch.

WHYMANT, A., NEVILLE J., *A Mongolian Grammar*, outlining the Khalkha Mongolian with notes on the Buriat, Kalmouk and Ordos Mongolian. London, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., 1926, 74 S.

Ein eigentliches Lehrbuch der mongolischen Umgangssprache, wenigstens in der außerrussischen Literatur, fehlte uns bisher. Die Bücher von Vitale et de Sercey und Soulié können wir als solche Lehrbücher noch nicht ansprechen. Dieser Mangel hat sich gegenüber dem reichen Stoff an mongolischen Sprachproben stets empfindlich fühlbar erwiesen. Es fragt sich, ob das vorliegende Buch ihn auszugleichen geeignet ist.

Im allgemeinen wäre zur Anlage des ganzen Buches zu sagen, daß u. E. nicht das Umgangsmongolisch die beste Vorbereitung für das Schriftmongolische (vgl. S. 5 Abs. 3), sondern das Umgekehrte der Fall ist, wie ja auch natürlich. Denn es ist bei weitem leichter, sich von der älteren Lautstufe des Schriftmongolischen, mit Kenntnis der Lautregeln (Assimilation, Kontraktion und Verschleifung), in die neuere stark entwickelte Umgangssprache mit ihren vielen verschiedenen Mundarten hineinzufinden, als von dieser zurück zur Schriftsprache. Vgl. Bildungen wie *soona* aus *saguna*, er sitzt, *nügüdör* aus *nögüge edür*, übermorgen, *songsobass* aus *sonosbasu*, wie er hört(e), *gajirass* aus *gadsar else* aus dem Lande, *siboo* oder *sowö* aus *sibagen*, Vogel, *üüde* aus *egüde*, Tür, *holdaci* aus *hudalduci*, Kaufmann, *bolhlor* aus *bolhu luga yer*. Man wird auch an der Umgangssprache nie die Gesetze der Vokalharmonie beherrschen lernen, die zwar oft durchbrochen, doch im Grunde immer noch wirken.

Das Buch würde gewonnen haben, wenn es den Wörtern und Beispielen wenigstens die Formen der Schriftsprache in Klammern beigelegt hätte. Ich meine dabei etwa die Art, in der ich es in meinen Beiträgen zur Mongolischen Schrift- und Umgangssprache getan habe. Dann würde sich auch erst die Beifügung der Schrifttafel aus der Schmidtschen Grammatik rechtfertigen, mit welcher so der Absolvent des Buches doch gar nichts anfangen kann.

Die Darstellung der Grammatik scheint uns nicht überall sehr gelungen zu sein. Auch da wäre oft durch Beigabe der Schriftsprachenformen eine bessere Erklärung gegeben als durch lange, teilweise anfechtbare Ausführungen. Zur Pluralbildung § 21, 22 müßte die Regel doch heißen: Konsonantisch auslautende Substantive bilden den Plural auf *-ut*, *-üt*, außer den Wörtern auf *-n*, den mehrsilbigen auf *-r* sowie den mehrsilbigen auf *-sun*, welche den Auslautskonsonanten bzw. die Endsilbe *-sun* in *-t* verwandeln, also *gar-ut* Hände, *modun* = *modut* Bäume, *citkür* = *citkült*

Teufel, Gespenster, *hubtsasun* = *hubtsat* Kleider (aber *usun* = *usut* Gewässer). Die Bildung *nuhur-nuhurut* § 22 (*nükür-üt* statt *nüküt*) wäre also eine Abweichung von dieser Regel. Zu § 20 wäre hinzuzufügen, daß die Wörter auf *-i*-Diphthong von dem Plural *-s* das *i* abstoßen: *nohai* = *nohas* Hunde. § 34 there is often no difference observable between the Nominative and Accusative . . . , d. h. beim unbestimmten Objekt und überall da, wo es sich um eine verbale Verbindung handelt, also ein Kleid anziehen, Reis essen, Tee bringen, bleibt der Akkusativ unausgedrückt. Zu § 39: „Das Wort“ heißt in der Schriftsprache nicht *ügün*, sondern *üge* wie in der Volkssprache. Das *n* in dem Ablativ (Elativ) *ugnes* (aus *üge else* = *uge-es*) wäre ein Hiatusstiller, und zur Unterscheidung von der Pluralform *üges* (*ugēs*). — Beim Verbum hätten wir gewünscht, daß der Verfasser sich der eingehenden Studie Ramstedts „*die Konjugation des Khalkha-Mongolischen*“ angeschlossen hätte. Bezeichnungen, wie Wh. sie gibt, verwischen oft den eigentlichen Charakter der Verbalformen. So ist die Form *yabuhu* durch „Infinitiv = to go“ durchaus nicht erklärt, auch nicht durch die beiläufige Bemerkung, daß das Mongolische einen eigentlichen Indikativ nicht zu haben scheine, oder daß die Form auf *hu* oft als „present indicative“ gebraucht werde. Tatsächlich handelt es sich doch um ein Verbalnomen, das in seiner Bedeutung unbestimmten futurischen Charakters, in seiner Funktion als Nomen substantivum (Infinitiv), Nomen Adjektivum (Partizip) und „wie alle mongolischen Verbalnomina, in prädikativer Stellung mit zu ergänzender Kopula als Verbum finitum vorkommen kann“. Ramstedt nennt es Nomen futuri. Also *yabuhu dur* beim Gehen; *yabuhu kümün* ein Mann, der gehen wird oder kann, zu gehen pflegt; *yabuhu dsam* ein Weg, den man gehen wird, kann oder zu gehen pflegt; *margas yabuhu* morgen wird oder kann man gehen. § 82. *baiga* ist nicht dem *baina* (I am, will be, etc.) gleichzusetzen, denn es ist keine finite Form, sondern das Verbalnomen der unvollendeten Handlung (Ramstedt: nomen Imperfecti), kann also in denselben Funktionen vorkommen wie *yabuhu*. Im § 83 scheint uns die Bezeichnung second gerund für die Form *bolsen* = „having already become“ verkehrt. *Bolsen* (*boluksan*) ist ein Nomen Perfekti. Mit den Tabellen und dem Versuche der Übersetzung der Verbalformen sieht es besonders schlimm aus. Hier ist aber sicher viel der Unzulänglichkeit der englischen Sprache zuzurechnen, die, selbst fast konjugationslos, hoffnungslos hinter dem Formenreichtum des Mongolischen zurückbleibt. — Die Postpositionen sind recht kurz abgemacht: „they govern the genitive in all events unless the context demands another case“ (§ 121).

Das Positive, das uns das Whynantsche Buch liefert, ist der recht beträchtliche Stoff, der in den Übungssätzen liegt, sowie vor allem das alphabetische Englisch-Mongolische Wörterverzeichnis, dessen ergänzend beigegebene russische, chinesische und japanische Spalten manchem Reisenden in der Mongolei von Nutzen sein mögen. Aber das sei wiederholt, das mongolische Lehrbuch, dessen wir zur Erlernung der Volkssprache bedürfen, haben wir auch mit dieser Neuerscheinung noch nicht erhalten.

E. Haenisch.

KURT MEISSNER, *Lehrbuch der japanischen Schriftsprache*. 8^o. XXIII u. 118 S.; mit Tabelle und einer Beilage (19 S.). Supplementband Nr. 9 der „Mitteilungen“ der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Tokyo. Im Buchhandel zu beziehen durch Verlag der Asia Major, Leipzig.

Jeder für Japan interessierte Deutsche kann sich freuen, daß dieses Buch erschienen ist. Wir haben für die japanische Schriftsprache den alten J. J. Hoffmann, vergriffen und veraltet; wir haben den kleinen Seidel, trocken systematisch und ohne Fühlung mit dem japanischen Sprachleben der Gegenwart; wir haben gute Werke von den Engländern: Chamberlain, Aston und Rose-Innes. Aber erst jetzt haben wir Deutsche einen Führer, an dessen Hand wir zum Eindringen in das scheinbare Labyrinth wirkliche Lust verspüren und überrascht sind, uns in so merkwürdig kurzer Frist darin zurechtzufinden.

Es kommt diesem Buche merklich zugute, daß sein Verfasser nicht nur ein vorzüglicher Kenner ist, sondern zugleich praktischer Kaufmann. Format, Papier, Druck, Inhalts- und Wörterverzeichnisse, Tabellen, Einteilung und Dosierung des Stoffs — alles ist darauf angelegt, dem Lernenden die Arbeit so angenehm und leicht wie möglich zu machen. In 25 Kapiteln sind 154 grammatische Paragraphen mit 21 Aufgaben und 55 Lesestücken derart verwoben, daß es dem Lernenden nie zu viel wird und alles sich leicht verarbeiten läßt. Die große Konjugationstabelle am Schluß kommt beim Entfalten neben das Buch zu liegen, so daß man jede Einzelheit, an der man gerade steht, bequem in das Gesamtsystem einordnen kann.

Gleich willkommen ist die Beilage, welche die im Buche lateinisch gedruckten Lesestücke in japanischer Schrift wiedergibt. Auf die Wahl dieser Übungsbeispiele hat der Verfasser besondere Sorgfalt verwendet. Die meisten entstammen japanischen Schullesebüchern und behandeln

Gegenstände aus Geographie, Geschichte und Naturkunde. Sie allein würden freilich mit ihrem korrekten, aber hölzernen Schulstil vom Leben der japanischen Schriftsprache einen falschen Eindruck hervorrufen; darum hat der Verfasser mit gutem Bedacht das Bild durch Zeitungsausschnitte und einige Proben aus der schönen Literatur in Poesie und Prosa glücklich ergänzt. Besonders wertvoll für den Lernenden sind die 21 Aufgaben, meistens ein bis zwei Dutzend kurze Sätze zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Japanische oder umgekehrt (wobei die Übersetzung der Kontrolle halber angefügt ist), gelegentlich auch Fragen nach Konjugationsklassen oder -formen, durch die man tüchtig geübt wird. Das letzte Kapitel mit seiner Einführung in den Briefstil und entsprechenden Proben wird von manchen besonders begrüßt werden.

Die Lehrmethode zielt, an philologischer Theorie, Sprachgeschichte, Etymologie bewußt vorübergehend, streng auf praktische Erlernung ab, knüpft das Neue stets sorgfältig an schon Gelerntes an, spart nicht mit nützlichen Winken zur Einprägung von Schwierigkeiten, zur Vermeidung von Verwechslungen, und gibt von Zeit zu Zeit übersichtliche Rückblicke, welche den Besitz der erworbenen Kenntnisse befestigen.

Die Darbietung des Stoffes folgt durchaus dem Vorbild der modernen japanischen Grammatiker. Das hat einen doppelten Vorzug: erstens kann man sich auf die Richtigkeit der grammatischen Formen, die das Buch gibt, unbedingt verlassen; und zweitens wird man sich nach Durcharbeiten desselben schnell in einer japanisch geschriebenen Grammatik zurechtfinden, die man zur Vertiefung der gewonnenen Kenntnisse etwa zur Hand nehmen mag. Für den Lernenden verdient der Satz auf S. 1 besondere Beachtung, wonach eine gute Kenntnis der Umgangssprache vorausgesetzt ist. Denn die Darstellung geht durchweg von den Formen dieser Umgangssprache aus, ohne daß ein Neuling besonders darauf aufmerksam gemacht würde, wenn er eine Form aus dieser letzteren vor sich hat. So gibt z. B. das Wörterverzeichnis die Adjektiva in der Form der Schriftsprache, die Verba in der der Umgangssprache¹. Ferner muß der Leser selbst imstande sein, langes und kurzes *o* und *u* zu unterscheiden. Denn bei vielen *o*, auch bei einigen *u*, fehlt das nötige Längenzeichen.

Im übrigen habe ich nur ganz wenig Irrtümliches bemerkt oder Mangelndes vermißt, was zum Besten der Lernenden hier genannt sei:

1 (In diesem Punkte folgte Meißner dem Beispiele von Brinkleys Dictionary, weil er fürchtete, daß viele Zeitworte der 2. und 3. Konjugation in ihrer Shūshi-Form nicht zu erkennen sein würden.)

S. 11, Z. 1 ist statt *retsude retsuden* zu lesen und mit *Biographien* (Plural) zu übersetzen; S. 97, Z. 13 v. u. statt *go-muin go-buin*.

S. 63, Z. 8 v. u. *ozu* ist mit langem *o* zu lesen, um nicht mit fürchten verwechselt zu werden.

S. 66 Par. 110 möchte man wünschen, daß die Verwendung von *nakare* für negative Imperative (*wasururu koto nakare*) ausführlicher besprochen wäre.

S. 75 bei Behandlung des Zeitworts *u* wäre eine Erwähnung des wichtigen Gebrauchs der doppelten Negation willkommen: *sezaru wo ezu* = *er kann nicht umhin zu tun*; *ayashimazaru wo ezu* = *man muß sich wundern* u. ä.

S. 91 kann man als Befehlsform des Kausativs für *yomashimubeshi* ruhig *yomashimeyo* setzen.

S. 95 Par. 149 sucht man unter den wichtigen Verbindungen mit *sôrô* mindestens noch die futurischen mit *-beku-* und *-majiku-* (*mairu-beku-sôrô* = *ich werde kommen*; *itasu-majiku-sôrô* = *ich werde nicht tun*), S. 96 Par. 152 unter den Personalbezeichnungen auch solche für die eigenen und fremden Angehörigen wie *meine Frau, Ihr Herr Gemahl, Ihre Kinder* usw. S. 97 Par. 153 zwischen (e) und (f) verdienten die Ausdrücke *sate* und *nobureba* als Einleitung des eigentlichen Briefanliegens Erwähnung.

Im Eingang wirft der Verfasser die Frage auf, warum man in Japan noch heute neben der Umgangssprache eine besondere Schriftsprache hat. Man kann der Erklärung, die er gibt, noch eine andere hinzufügen: Die japanische Umgangssprache ist noch immer zu wenig losgelöst von Zeit und Umständen des Sprechens. Sie ist, wie ihr Name sagt, immer ein Sprechen *mit jemand*. Nur die Schriftsprache ist zeitlos, beziehungslos, und darum vollkommen sachlich. Gleich die erstere dem Bürger im Gesellschaftsanzug oder auch in Hemdärmeln, so die letztere der menschlichen Gestalt, wie sie der Künstler darstellt. Darum wird die japanische Schriftsprache mindestens solange leben, bis diese ihre Vorzüge auch der Umgangssprache zu eigen geworden sind. Und darum wird sich ihr Studium an Hand eines so vorzüglichen Lehrbuchs wie des Meißnerschen noch lange lohnen.

W. Gundert